Opp. 527/18

Opp. 527-8

<36622416550014 S

<36622416550014

Bayer. Staatsbibliothek

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Achter Theil.

Berlin, 1792.

In der Vossischen Buchhandlung.

Tgv h/58/227

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Es bedarf bey Lessings Verehrern keiner Entschuldigung, daß in dieser Sammlung auch seine Vorreden zu verschiedenen, von ihm theils übersetzten, theils herausgegeben Büchern nicht übergangen worden sind. Das Jahr, aus denen sie herrühren, ist über jeder einzelnen angezeigt, und es wäre daher überflüssig, hier die Titel der Bücher, vor denen sie stehen, noch einmal zn wiederholen.

Auf sie folgen zwey Beyträge zur Kenntniß der deutschen Sprache: das Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte, und Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten. Bekanntlich gaben Lessing und Ramler im Jahr 1759 gemeinschaftlich Logau's Sinngedichte heraus. Was man bald vermuthete, daß von dem erstern die Vorrede und das Wörterbuch, von dem letztern aber nur die Auswahl der Sinngedichte, und einige Verbesserungen in der Versification des Dichters, herrührten, hat Herr Ramler seitdem in seiner neuen Ausgabe von Logau's Sinngedichten (Leipzig 1791) bestätigt, und dabei den nun erfüllten Wunsch geäu-

ßert, daß dieses Wörterbuch mit in die Schriften seines verewigten Freundes aufgenommen werden möchte.

Eben so schätzbar, wie das Wörterbuch über Logau, sind für den Sprachforscher auch die Bemerkungen über Andreas Scultetus Gedichte. Doch brauchten die Gedichte selbst nicht ganz abgedruckt zu werden, da nur Fragmente daraus nöthig waren, um Lessings Bemerkungen vollkommen verständlich zu machen.

Der Schluß dieses Bandes enthält die Schrift: Vom Alter der Oelmalerey, die noch mit angehängt werden mußte, um dem gegenwärtigen Bande ungefähr eine gleiche Bogenzahl

mit den vorigen zu geben. Sie kann gewissermaßen den Uebergang zu unsers Verfassers artistischen und antiquarischen Schriften machen, die in den nächsten Theilen folgen sollen. Ohne Zweifel ist Lessings Verehrern die Nachricht angenehm, daß sich unter seinen hinterlassenen Papieren noch verschiedene in dieses Fach einschlagende Aufsätze gefunden haben, mit deren Anordnung sich itzt der Herr Hofrath Eschenburg in Braunschweig beschäftigt.

Inhalt.

I.

Seite

Gesammelte Vorreden. ꞉ 1

1) Zu Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften 1752. ꞉ 3

2) Zu Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen 1753. ꞉ 13

3) Zu dem ersten und zweiten Theile der Lessingschen vermischten Schriften 1753. 29

4) — dritten und vierten Theile — 1754. 41

5) Zu Christlob Mylius vermischten Schriften 1754. ꞉ ꞉ 52

6) — Richardsons Sittenlehre für die Jugend in äsopischen Fabeln 1757 ꞉ 93

7) — Gleims Preußischen Kriegsliedern 1758. 98

8) — Friedrichs von Logau Sinngedichten 1759. ꞉ ꞉ 106

II.

Seite

Beyträge zur Kenntniß der deutschen Sprache. . . 117

1) Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte 1759. . 119

2) Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten 1769. . . 241

III.

Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter 1774. 287

I.

Gesammelte
Vorreden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I

Gesammelte Vorreden.

1.

Zu
Johann Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften.

1752.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt seyn, als Johann Huarte, nicht sowohl nach seiner Person, als nach seinem Werke, dessen Uebersetzung wir hier liefern. Denn in Ansehung jener trifft der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein! viele kennt man, und viele sollte man kennen. Unzählige Halb-

gelehrte haben sich mit ihren Geburtstagen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen; nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts gemeinem beschäftigte, und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darin, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wenn sie nur allzu trocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huarte wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Flusse Neve, geboren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks natural de Sant Juan del pie del Puerto genannt hat. Seine Ge-

burtszeit ist desto ungewisser; und Antonius in seiner spanischen Bibliothek weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebt habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmaßung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen, in welchem der Verstand alle diejenige Stärke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das ein und dreißigste bis zum ein und funfzigsten Jahre. Wenn man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der, welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren sey. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt; so wird es nicht schwer fallen, eine wahrscheinliche Muthmaßung anzugeben, wie unser Huarte als ein Spanier, außer sei-

nem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches itzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sey geboren worden. Wer weiß nemlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Katholicus, den päbstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen, und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra gesetzt hat? Wie leicht kann es also nicht seyn, daß die Aeltern unsers Huarts mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einigermaßen zu schließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzählt; ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabei gewesen seyn, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier, oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneikunst gewidmet, und in dieser Facultät

die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und sich größtentheils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das ist es alles, was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen, angemerkt zu werden verdienet. Huarte hat das Unglück gehabt, unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman, welcher in seiner Sciagraphia virium imaginationis von ihm schreibt: Huartus, Hispanus, se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus. Diesen wunderlichen Irrthum zu widerlegen, darf ich den Leser nur auf das verweisen, was Huarte (auf der 56 Seite) von einem wahnwitzigen Pagen erzählt; und sogleich wird man ohne mein Erinnern sehen, daß der, welcher erzählt, mit dem, von wel-

chem erzählt wird, entweder von dem D. Seligman selbst, oder dem le Grand, auf dessen natürliche Geschichte er sich beruft, sey verwechselt worden.

So wenig ich von des Huarte's Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wenn es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache Examen de Ingenios para las sciencias überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen Scrutinium ingeniorum bekannt geworden. Dieses nemlich ist der Titel der lateinischen Uebersetzung, welche Joachim Cäsar, oder, wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschacius Major, 1612 herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, so viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde

seiner Uebersetzung gelegt hat. Huarte war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine Prüfung aufgelegt wurde, so oft sah sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun, daß sich der lateinische Uebersetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammen geworfen, und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt, und widersprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Ekel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht, und von dem seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm überdies noch Schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunst-

griff, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt seyn, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Uebersetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateinischen, an der man sich bisher hat müssen begnügen lassen, gewesen sey. Das Buch an sich selbst hat seine Vortrefflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philosophiren, welche man darin antrifft, itzt ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige, welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind, als daß sie durchgängig bekannt seyn sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wenn übrigens Huarte auf der 88 Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den großen und erfindenden Genies erlaubt seyn sollte, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eigenen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meynungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine besondere Art, er entdeckt alle seine Gedanken frei, und ist sich selbst sein eigener Führer. Man weiß aber wohl, daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leser wird sich, deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bei der itzt weit erleuchtetern Zeit

gleich in die Augen fallen, und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens mit einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

2.

Zu Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen.

1753.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unserer Neugierde nicht unwürdiger sind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen fast gar keine deutsch.

Was er in andern, besonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf gerathen seyn, wenn er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er stellte sich dabei einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kann ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben so ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm seyn können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrükken, werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie

schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prah-
len, dennoch von einem guten Geschmacke
zeugen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für
wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er
schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der ara-
bischen Geschichte zu werden. Und wie hätte
er dieses werden können, da er seine Unwissen-
heit in der arabischen Sprache selbst gestehet?
Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vor-
rathskammer aller chronologischen Widersprü-
che, aller verschiedenen Erzählungen, aller auch
der geringsten Umstände zu machen, mit wel-
chen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen,
nicht aber in vernünftig geschriebenen Geschicht-
büchern, aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Ge-
schichte jene große Veränderungen, die einen
Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene
große Männer, die diese Veränderungen ver-
ursacht, auf eine Art wollen kennen lernen,
die nicht nur die Neugierde und das Gedächt-

niß, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondere für Leute, welche deswegen, weil sie keine Gelehrte von Profession sind, von Lesung der Bücher, und besonders historischer Schriften, eben nicht wollen ausgeschlossen seyn. Er schrieb für die Jugend, bei welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das Wesentlichste bei den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen: und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Uebersetzer, welcher sein Original gern geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieser Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen ausgesetzt hat.

Der

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beinahe ein dictatorisches Ansehen in der Geschichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bei Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft ist. Beinahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Uebersetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut seyn?

Der Herr D. Baumgarten legt, in dem vier und dreißigsten Stücke der Hallischen Anzeigen vom Jahre 1751, unserm Verfasser dreierlei zur Last. Er erinnert verschiedenes wegen seiner Quellen; er beschuldiget ihn einer Verstümmelung seiner Geschichte; er giebt

ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler Schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In der Geschichte der Araber, sagt der „Herr D., sind zwar D. Herbelot, und „die Uebersetzung vom Ockley und El= „macin seine besten Quellen; doch ver= „achtet er den ersten auf Renaudots Ver= „sicherung bei aller Gelegenheit, und „zieht dieses letztern weit unrichtigere „Erzählungen den Nachrichten des er= „stern vor, den andern aber verschweigt „er sorgfältig, und führt den Alvakedi „an dessen Statt an, unerachtet er bei „der gänzlichen Unfähigkeit, arabische „Schriftsteller zu Rathe zu ziehen, aus „Assemanni, Schultens, Salems und „anderer Arbeiten richtigere und frucht= „barere Hülfsmittel entlehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschul=

digungen beisammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrifft? Ist denn Renaudot der Einzige, der dieses gesagt hat? Muß man eben so stark in den orientalischen Sprachen seyn, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wenn er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bei aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? Thüt er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht denn Ma-

rigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede, auf Versicherung seines Renaudots, nicht weit verdächtiger, als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedene Irrthümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst, und andere, die er sich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben so gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammen zu tragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist dieses, daß er den Alvakedi anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierin ist er zu entschuldigen; denn

da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht läugnet, so kann er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deswegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währsmann seiner Erzählungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter, als die Güte seiner Schrift darunter leiden. Und ist es denn so etwas unerhörtes, wenn ein Gelehrter seine nächsten Quellen verschweiget, und wenn er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen, als möglich?

Ich komme zu dem zweiten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Inhalt der Ge„schichte der Araber unter den Kalifen, „ist der Aufschrift gar nicht gemäß: in„dem er weder von den Veränderungen „im eigentlichen Arabien unter der Regie„rung der abassidischen Kalifen zu Bag

„dad, noch auch von der ommiadischen „Geschlechtsfolge der Kalifen in Spa„nien, ingleichen den Aliden, Moraviden, „oder Marabuts, und andern Reichen der „Araber, auch nur so viel Nachricht „giebt, als er aus Büchern nehmen kön„nen, die in jedermanns Händen sind, „und der Aufschrift zu Folge allhier bil„lig erwartet wird.“ Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwägen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müssen geherrscht haben, wenn er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abassiden so wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreißen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen gebornen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völ-

ker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und diesen mit dem Schwerte ausbreiteten? War es also nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das ist, derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Theile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden,) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzählte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in so ferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht, aus der Geschichte von England, die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er

gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmelung noch erträglich seyn würde, wenn die gelieferten Theile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt; er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgender Gestalt. Nur eine, sagt er, der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so wird im zweiten Theile Seite 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas, denselben für den ächten Imam erkannt haben; da nicht nur dieser Ibrahim unter die 12 Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abasside, und des ersten abassidischen Kalifen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrthum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefun-

den, dieser Ibrahim sey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadick für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals seyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Critik des Herr D. Baumgartens hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten abassidischen Kalifen. Marigny weiß dieses selbst, (s. 2ter Theil, Seite 493.) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburt nach kein Nachkomme des Ali seyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Herrn D. Baumgarten angeführten Orte diesen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreife nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweideutigkeit hat stoßen können. Heißt denn Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch

einen, welcher des Ali Parthei hält, und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abassiden bei der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabei aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frei sprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronolo-

gischen Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Herr D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubeker den Izdegerd geschlagen, getödtet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damaskus von dem Omar seyn erobert und geplündert worden; da sollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen seyn, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Herr D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Compilation des Dufresnoy schön und nützlich sey. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bei einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben

diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beifall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publikum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

3.

Zu dem ersten und zweiten Theile der vermischten Schriften.

1753

So sind die Schriftsteller. Das Publikum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der

Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten *). Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deswegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön

*) Sie stehen nun verbessert in dem ersten Theile dieser Sammlung, Seite 329. u. f.

A. d. H.

erkennen würde. Ich grif ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nemlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? ; ; Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andere so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H * * überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben,

gegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein anderer gemacht hat.

Doch ich eile, von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wenn durch das

Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wenn ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würde noch lange zerstreuet und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so geht es; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschick ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unserer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein Paar verwegene Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe.

Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget, sie in zwei Bücher abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größten Theils das Licht schon kennen, und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden *), welche darauf folgen. gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollte, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem

*) Jetzt in der gegenwärtigen Sammlung Th. II, S. 1. u. f.

Namen auch die Erzählungen *), weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihn ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußtapfen glücklich zu treten. Ich band mich also

*) Jetzt in der gegenwärtigen Sammlung Th. II, S. 37. u. f.

lieber an nichts, und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es, daß einige niedrig genug sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte *). Ich habe hierin keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beinahe in der Meynung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

(* Th. I, S. u. f.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente *), solche Stücke nemlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurückbehalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich Willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen; diejenigen nemlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poe-

*) Th. II, S. 83. u. f.

sien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Theil enthält Briefe *). Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in mei-

*) Die Rettung des Lemmius in acht Briefen, Th. III, S. 1—54. und die Briefe 1 — 15, Th. IV, S. 1. u. f.

nen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größere Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornemlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

4.

Zu dem dritten und vierten Theile der vermischten Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen,

und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir

eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Critik und Litteratur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegt. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache, habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben, sind alle Rettungen *), überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter

*) Th. III, S. 55. u. f.

Lebendige, die mir vielleicht ein saures Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen seyn soll. — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele *).

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! — beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studierte. —

*) Der junge Gelehrte und die Juden.

Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer, als der Herr Professor Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurthei-

lung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrter in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wenn es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schließen, aus welchem sich nichts schließen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidenen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte! Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine

Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsere Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas gutes, sondern etwas besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelinderen Beurtheilung bewegen? — Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten

insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meynen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey?

Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig, mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein besserer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, sich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, be-

sonders wenn mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas Witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet. — Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

5.

Zu

Christlob Mylius vermischten Schriften.

1754.

Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Herrn **Mylius** nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand setzen

kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem sechsten und siebenten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders, als

die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied; so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reise gethan hatten, die er zu thun Willens war,

und die darauf schworen, daß er das vollkommene Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns seyn ließe, was es in der That ist; nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wovor er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödtlich seyn; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen seyn, wenn er nicht vorher gestorben wäre. — So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen

Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer seyn, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der so genannten goldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurückge-

halten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darin gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Aeltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodtwissenschaft leben könnte. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodtwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig

lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und

was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. — Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommenen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben seyn. Seine Meynungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte *), haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn

*) Man sehe in Mylius vermischten Schriften. Seite 146.

aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob **Newton** glücklich gerathen, und **Bradley** genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit diesen traurig angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst

seiner Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Herrn Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr **Mylius** selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des **Liebhabers der schönen Wissenschaf-**

ten finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine **Betrachtungen über die Majestät Gottes**, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn **Mylius** bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen

tigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller, gerade weg, als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? — Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig

eröffnen dürfe. — Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar — als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. — Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Sylbenmaaß sehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philoso-

phisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht; und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es seyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es seyn, der auch andere, es zu glauben, nöthigte. Er setzte sich also, und schrieb ein ziemlich langes Gedicht,

worin er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Prof. Kästner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur Schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ, und in sein ganzes Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darin gefunden; diese nemlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darin zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reime gezogen hat? Genug, daß Herr **Mylius** in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. — Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing, und ihn durch zwei und funfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der

Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung seyn, die schon für sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefschen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. — Herr **Mylius** sahe sie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, daß sich nicht ein großer Theil von seinem Freigeiste sehr wohl lesen lasse. Ver-

schiedene kleine Züge, die er seiner Person darin giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabacksdose bei sich trug. Die Uebersetzung, die er am angeführten Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nemlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darin finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten

Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen **Mylius** und **Freigeist** eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen **Edelmann** und **Religionsspötter** verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der **Wahrsager**. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich

darin sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden, und hatte nichts schlechteres zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronik der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nemlich die Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen sollte.

Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K * * zu ihm; Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin 2c.

Vierter Brief.

Vom 6. May.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt, und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat funf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich darzu setzen: kurz, es ist ein vollkommenes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch sonst mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund

den deutschen Moliere nennen sollten. Ein deutscher Moliere! und dieser mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Herr Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen; was Wunder, daß sie ihm geriethen, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte, und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nemlich den verstorbenen Herrn Krieger. In seinen Geistlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt

konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andere Stände eine solche Musterung könnte passiren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freyer, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt der Unerträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre seyn; muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort

mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht, ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Herr Mylius bald nach einander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen, und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte. — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerinn eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine

Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr die Schäferinsel seyn sollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerinn die Schäferinn darin machte.

Der

Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir

es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen berufe ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Herr Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trockenen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Herrn von Maupertuis, und des Herrn Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er

übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrter, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht blos in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet rc. aufweisen konnte. — Aus dem Italienischen hat Herr Mylius unter andern in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells übersetzt; und aus dem Englischen, Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist, und in dem zweiten Bande der hallischen Bemühungen steht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wässerichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können; allein daß es sonst ohne Fehler auf sei-

ner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wissen gezeigt hat. Ja er ist sogar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden; und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nemlich über ein neues Trauerspiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen,

welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Herr **Mylius** zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war: sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Herr **Mylius**; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des **Hallerischen Gedichts über den Ursprung des Uebels**, in den ersten Stücken der hallischen Bemühungen, geflossen ist. Ich sage mit Fleiß, aus seiner Feder, und nicht aus seinem Kopfe. Der Herr Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpf-

liches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Herr **Mylius** ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundere ich — seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen. — Leben Sie wohl. Ich bin 2c.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! — „Nichts weiter?" versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir „unsere Naturaliensammlungen würden vermehren können." — Ey! und also sahen Sie den Herrn **Mylius** nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionair an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? — „Nicht viel anders!" — Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Scha-

den von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts besserem anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und — „Was?" hat man mich unterbrochen; „uns für Verschwen„der anzusehen?" — Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Herr Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben *) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf

*) Man sehe in Mylius vermischten Schriften, Seite 280. u. f.

welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender, „sagt er, lasse man ihr Geld auf die Besoldung „einer Anzahl Reisender wenden, welche die „Welt die Länge und Queere durchreisen und „durchschiffen, und, wenn es das Glück „will, allerlei physikalische und zur Naturge„schichte gehörige Entdeckungen machen. Man „lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und „den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. „Die Ausführung solcher Unternehmungen tra„ge man irrenden Rittern, Don Quixotten und „Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen „und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch „mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird „bereichert werden. Die Sache mag so übel „ausschlagen, als sie will, so werden doch we„der die physikalischen Wissenschaften, noch ihre „uneigennützigen Handlanger einigen Schaden „davon haben.“ — Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß über-

zeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, blos mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut, sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderem schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhange. — Lassen Sie uns vielmehr ꝛc. —

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig reitzendes haben würde, und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiedenen Monatsschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich, auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob

er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. — Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

6.

Zu Richardsons Sittenlehre für die Jugend in äsopischen Fabeln.

1757.

Aesopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer 2c. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema seyn. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson vor ein Buch komme, das gänzlich

dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bei den Engländern der berühmteste Compilator Aesopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten; und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht?— welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten, als das zufriedene Publicum. Ein gewisser S. Croxal, um seinen eigenen Geburten Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so geradezu für

elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreien. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffener Britte, sondern als ein Feind der Freiheit, und ein gedungener Sachwalter des Pabstthums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freigeborne Jugend geschrieben seyn sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründetste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardsons schuldig. Er wollte ihm, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange, nicht ohne Gewaltsamkeit, eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurückbringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sey, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil

weg, alles nemlich was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte; er änderte; er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigene Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Lestrange, bereits vor vielen Jahren, in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandisons, die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen, als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie sich, die bezaubernden

Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herablässt?

Es ist durchaus unnöthig sich in eine weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, dessen Fabeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune, mit Recht beschweren können, se in ordinem cogi.

Man hat bei der Uebersetzung nichts weggelassen, als das Leben des Aesopus. In Ansehung des Aeußerlichen aber, hat sie vor dem englischen Originale, sowohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17. März 1757.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

7.

Zu Gleims Preußischen Kriegsliedern.

1758

Die Welt kennet bereits einen Theil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk seyn muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheinet er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz, setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die Υπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geitz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten

zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabenes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts; und prahlen und schimmern scheint er, weder als Dichter noch als Soldat, zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen; und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt, ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligen Gemählden des Roßbachischen Liedes.

Seine Sprache ist älter, als die Sprache der jetztlebenden größern Welt und ihrer

Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

Auch seine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete ähnliches zu hören glaubet.

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden seyn.

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina Bardi *).

*) Lucanus.

Carl der Große hatte ihre Lieder, so viel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Büchersaals. Aber woran dachte dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher, und also auch diese Lieder, nach seinem Tode an den Meistbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römischer Kaiser der Armuth kein anderes Vermächtniß hinterlassen*)? — O wenn sie noch vorhanden wären! Welcher Deutsche würde sich nicht noch zu weit mehrerem darum verstehen, als Hickes**)?

*) *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter & de libris — ſtatuit, ut ab his, qui eos habere vellent, juſto pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

**) *Georg. Hickeſius in Grammatica Franco-Theodiſca* cap. 1. O utinam jam extaret auguſta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has ſuas repoſuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii

Ueber die Gesänge der nordischen Skalden scheinet ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie, und waren verbunden, sie überall hin zu begleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich; so unsterblich, als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Ueberbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter,

fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben *), umgesehen, und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studirt: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preußischen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die „Panduren lägen nahe an den Werken der „Stadt, in den Höhlen der Weinberge; als er „einen gesehen, habe er nach ihm hin gesungen:“

*) Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beisse doch!

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Ειμι δ᾽εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μȣσεων ἐρατον δωρον ἐπιςαμενος.

8.

Zu
Friedrichs von Logau
Sinngedichten.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutscher Sinngedichte drei Tausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt seyn wird.

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes

Jahrhundert und darüber, haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch seyn? Und wenn selbst Wernicke keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu seyn scheine, kein Beispiel entgegen zu stellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister, oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes. Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung ein Genüge leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eins von den ältesten adelichen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sey aus Böhmischen oder Schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahr-

hunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Carl dem Fünften, und Ferdinand dem Ersten, ansehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hätten. Auch blühete unter der Regierung des erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben. Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward, zu Folge seiner Grabschrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahrs 1604 geboren. Seine Aeltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studiret, ob er gereiset u. s. w. Wir finden seiner nicht eher, als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten **Ludewigs**, befand sich unser **von Logau**. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, **George Rudolph**, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos aus einander zu setzen. **Ludewig** bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen **Logau** als Canzeleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzukurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epi-

gramma ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen **Martial**, einen **Catull** und **Dionysius Cato** besitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zwei hundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen wurden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: **Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend** führet, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätiget wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß **Logau** seine Sinngedichte im Jahr

1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden, aufgenommen ward. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unserer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf dreitausend, fünfhundert und drei und funf-

zig,

zig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meynung zu sagen, diese ungeheure Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug, und siebenmal etwas sehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge seyn, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke, Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung, und

dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe

gekommen, wo wir ihn allzuweit unter seiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiste seiner eigenen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller, würden, ohne Zweifel, der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache seyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nemlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben. Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld,

daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, drn 5. May 1759.

II.

Beiträge

zur

Kenntniß der deutschen Sprache.

I.

Wörterbuch
über
Friedrichs von Logau Sinngedichte.

1759.

Vorbericht
von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war *), und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet **), machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen

*) Sinngedicht 257 und 498.

**) Sinngedicht 257.

und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten *). Er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

Nomen adjectivum & substantivum das zusetzliche und eigenständige Wort **).

Accentus, Beilaut ***).

Die Musen wirkten zwar, durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte Deutsch, und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

*) Sinngedicht 1594.
Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann ꝛc.

**) In der Ueberschrift des 488sten Sinngedichts.

***) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei

Inventarium, Fundregister ꝛc. *)

Doch war er auch kein übertriebener Purist, er spottet über die zu weit gehenden Neuerungen

prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsylbichten Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526.

Deutscher Reimkunst meistes Werk, steht im
Beilaut, oder Schalle;
Ob der Sylben Ausspruch kurz, lang, und
wo er hin verfalle.

*) Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt,
der Chloris geben;
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und
zuvor erheben,
Bis ein Fundregister da, (Seht mir an den
klugen Rath!)
Bis zuvor sie sey gewiß, was für Kraft die
Erbschaft hat.

Mehrere glücklich übersetzte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

des Zesen *), ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller, von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erstern aus dem Französischen und Englischen, nachdem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern

*) Sinngedicht 1747.

auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die Schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vortheilen, so fern wir dergleichen bei unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen *).

Er thut dieses 1) bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstracta ausdrücken, und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden; allwo es zu einer besondern Schönheit wird:

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber **).

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch die Weglassung des Artikels zu Personen

*) (IV, 51.)
**) (VI, 36.)

gemacht, welches weit stärker und poetischer ist, als wenn es hieße: „Der Neid hat scheel gesehen; Das Verhängniß ließ geschehen. Eben so auch (IV. 11.)

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die
Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2) Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem schon wegzulassen genöthigt ist. Z. E. (VII. 71.)

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt
mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X. 87.)

Gieb mir geneigten Blick;

anstatt: einen geneigten Blick, oder, geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den Kriegsliedern des Preußischen Grenadiers hervorbringt.

„Wie kriegrische Trompete laut
„Erschalle, mein Gesang!

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang ꝛc.

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder, herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat *), ein stätig Gaul **), ein kriechend Erdegeist u. s. w."

III.

Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Z. E.

*) (IV. 4.)

**) Sinngedicht 91.

Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret *),

für: unsere Freiheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergessen oder schenken **)

für: alle Frechheit.

— — — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug ***),

für: eine solche Klugheit.

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele wohnt ****);

für: freie Wahrheit.

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt so drückt *****);

für: Armuth und Alter.

Und

*) Sinngedicht 157.

**) (XI. 24.)

***) Sinngedicht 1259.

****) (X. 8.)

*****) Sinngedicht 1820.

Und ernähren fremdes Faul*);
für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbstständigen Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde
brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc. **)

für: ich werde nur brünstig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine
von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten***).

für: er wollte ein Spital halten.

Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr
viel Beschwerden;

*) Erste Zugabe, Sinngedicht 201.
*) (III. 31.)
***) (IV. 48.)

Wollt' ihn nicht; sie freit ihn aber, seiner
dadurch los zu werden *).

für: sie wollt' ihn nicht.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen **);

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennet von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzet zwischen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

*) (VI. 80.)

**) (VI. 36.)

Ey, ich wills ihm ein noch treiben; dieses
Ding muß seyn gerochen *);

für; ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz sind solche Brillen, welche
dem, der auf sie stellt **),

für: der sie aufstellt ꝛc. Jetzt müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf; er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau setzet die Endsylbe ley, die wir jetzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt

*) Sinngedicht 1041.

**) Sinngedicht 1317.

dadurch, (wie man es nun nennen will,) ein Nebenwort, oder ein unabånderliches Beiwort von besonderm Nachdrukke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden ꝛc. *)

Wie weitschweifig můssen wir jetzt dafůr sagen: „denn eine Geburt, wie seine war ꝛc.“

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden **).

Dieserlei, sagt hier nicht so viel, als dieser; es scheinet auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Ueberdem da wir dieses lei bei den uneigentlichen Fůrwörtern

*) Sinngedicht 779.

**) Sinngedicht 1586.

sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die Schlesische Mundart kömmt hier mit der Schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kaysersberg Postille anführet, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in lei vortrefflich. „Ein Sun ist nit an„ders, dann ein Ding, das da lebet von einem „lebendigen seinerlei. Ich hätte einen Sun, „der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich „kann die Species nicht baß teutschen. Wür„me, die du in dir hast, sind nicht deinerlei."

VII.

Logau construirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es ist zu nennen gut,
Kann man zehen böser Stücke,
Rechnen ab, und ziehn zurücke *).

*) Singedicht 2470.

Nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssylbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.

Die weitgereiste Würze — *)

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Styl, beibehalten.

Gott sey Dank für meinen Schmack ꝛc. **)

für Geschmack; desgleichen auch Ruch für Geruch ***).

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc. ****)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn, (welches noch üblich ist) linde für gelinde,

*) Sinngedicht 403. **) Sinngedicht 1725.
) Sinngedicht 1727 und 1148. *) (II. 78.)

Sang für Gesang *), bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangssylbe be verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dieß, daß einer Lobens
werth ꝛc. **)

müht für bemüht ***), hausen für behausen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigenthümlichkeiten der Schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsere heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

*) (IV. 101.) **) (III. 50.) ***) (XI. 130)

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

Kinder — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

Ablangsrund, wofür wir itzt länglichrund, oval sagen. Sinng. 2410. wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde:

Ist der Erdkreis, wie man meynt, ab-
langsrund, als wie ein Ey 2c.

Allengefallenheit ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit anstatt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber schwere Dienstbarkeit.

Flemming sagt:

„Die Freude mitte nehmen
„So sich giebet dieser Zeit &c.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges &c.

Angehen, einen; in dem eigentlichsten Verstande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er steht viel fester noch als feste Zedern stehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinngedicht 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
Wann Gott gebeut, zerstäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Englisch sey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländisch verwandeln wollen: Anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, Englisch, kömmt von unserm

alten Worte Angler eben so natürlich her, als Französisch von Franzose, Holländisch von Holländer, Italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweydeutigkeit könnte man es freylich wohl in Engländisch verwandeln, wie man die Franzosen aus eben der Ursache zuweilen in die Französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinng. 2790.

> Eisen schützet zwar den Mann,
> Wenn Gewalt ihn sprenget an 2c.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand (XIII. 4.) In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen, als Waffenstillestand. Z. E.

> Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit seyn,
> Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten ohne Anstand, Anstand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden; und die Curirung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, in so ferne sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen, als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624ste Sinngedicht unsers Logau über die Gicht zu verstehen:

> Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
> Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, pralerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sey nach dem Lateinischen extollere (*laudibus*) gemacht

worden, (gleichwie man erheben, für loben, wirklich darnach gemacht hat,) so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Praleтey überhaupt damit verbunden.

Augst für August. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
Mir ist gewaltig warm; so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmen Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: Mir ist kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod; weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinnged. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.
— — ist an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeschlagen. Sinng. 1513.

Polsche Pferde gehen baar, pohlsche Leute gehn beschlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinng. 1267.

Der Zorn ist eine volle Bach.

Auch Opitz, Tscherning, Flemming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinng. 975. die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!
Bey Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder;
Bey Bürgern besser noch, Bankart; und im Geschlechte
Der Edeln, Bastarte; und Beyschlag, auch Unächte
Bey Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern seyn sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen gesetzt wird, erzeugt worden. Bastart aber hat den Nebenbegriff, daß die

Mutter von weit geringerem Stande, als der Vater, gewesen sey; ja, dieser Nebenbegriff ist bey den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabey zugleich auf eine unehliche Geburt sollte gesehen werden. Beyschlag klingt ziemlich nach der Stutterey. Unächte Kinder glaubt man itzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können; welche Benennung, nach Logaus Zeiten, aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem so genannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kebskind. (Auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie sagten seltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bey der Pein eines andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr, nemlich die thätige Bemühung, eines anderen Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507. wofür wir jetzt Lebensnothdurft sagen.

Befahren, sich: für befürchten. Sinng. 38. ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren; anstatt, die Besorgnisse meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landsleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind, und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten. Sinnged. 2477. wofür wir jetzt etwas wohlklingender begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb
im Leben 2c.

Belieben (I. 71.) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Eben so sagt er (IX. 104.) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Be moll übersetzt Logau: Das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunstwort, welches einge-

führt zu werden verdienet, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen etwas, ihm einen Schein, einen Anstrich geben. Zweyte Zugabe 72.

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n bescheinen,
So wissen sie kein bessers Mittel, als das Weinen.

Besinnen, dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reciprocum ist, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als seinen Scharfsinn an etwas zeigen, worauf sinnen und es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel ists, das ich pflag zu besinnen?
Geh, zähle mir die Stern und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch beym Flemming:

„Die

„Die Gesellschaft sprach ihm zu:
„Damon, was besinnest du?

Besitzen, sich worauf setzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbesonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der; für Beständigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Bestand den rechten Lohn.

Bestehen; 1. Als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel als einem Dinge Stand halten, es ausstehen. Im Heldenbuche lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kömmt der Ausdruck ein Abentheuer bestehen, häufig vor. Logau sagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und bestünden noch einmal

Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt
an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu
bestehen.

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerket haben. Sinng. 2135.

Durst und Hunger sind die Mahner, die
man nimmer kann bestillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann
man sie gleich heute füllen.

Beyschub, Hülfe, Vorschub. (XI. 112.)

Prochus rufet seinen Freund in der Noth
um Beyschub an 2c.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein Sünde groß 2c. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen. (III. 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein
redlich Mann,

Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten hö-
her an.

Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bey ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita; als **Biederweib** (V. 6.)

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schand-
sack in der Haut
Ist manche —

desgleichen **Biederherz**, (V. 20.) **Biederwesen**, **Sinnged.** 761. **Biedersinnen**, **Sinnged.** 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von
alten Biedersinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Bieder-
lob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln **des von Riedenburg** (Boner) finden wir auch das Hauptwort hievon, **Biederkeit**.

An Eren und an Biderkeit,

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beywort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinnged. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte: (III. 9.) sich bindlich wozu erklären.

Blassen; pallere, pallescere, als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Todtenasche blasset.

2. Als ein Neutrum (IX. 76.)

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— — Du achtest Gott so klein,
Und kannst doch ohne Gott nicht einen
Blick nur seyn.

Blicklich, als ein Nebenwort; für, alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin můßt geben?

Bliglich, geschwinde wie der Bliß. Sinng. 1131.

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil
sie nimmer stille stunden;
Du låufst mit, und hast dich bliglich dei=
nem End entgegen funden.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will
auf Glůcke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccae, Hosen, (Plattd. Brooke.) Sinng. 1573.

Trozt mancher noch so hoch,
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sizer Bruch.

Brunst. Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Lie=
be Brunst.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nehmlich, welche dabey brül=len oder brummen. Unwissenheit und Nach=

lässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist; und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Uebels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beywort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst ꝛc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunft sagt man nicht wohl „von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige „Jäger thun; sondern besser Brunst." Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunft noch Brunst sagen, sondern beyde rollen oder ranzen lassen. S. Döbels erfahrnen Jäger.

Brunst; anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst, Sinng. 91. hat zur Ueberschrift; die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zu Stande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

Und Opitz sagt:

„— — so viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betriegen, Unterschleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI, 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise: gebuhlt werden. Sinnged. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler,
buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder Bütner für Böttcher. Sinnged. 1530. das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutsch: eine Bütte.

C.

Cårl; so schreibt Logau, wofür wir jetzt Kerl schreiben. Sinng. 672. Das å hätten wir billig beybehalten sollen, weil das alte gothische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für, von dannen. Z. E. Sinng. 895.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,

Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bey viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreyßig Jahr darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutschen Akademie zweyten Haupttheils, erste Abth. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau, dem ersten Ansehen nach, in zwey ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anh. 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,

Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweyten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich, und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beyde Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweyten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam & helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hievon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinnged. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeygehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebstahl. Sinng. 2808.
— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der; für Drangsal. Sinng. 2835.
Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.
Einem allen Drang anthun, sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir jetzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinnged. 1103.

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; sagt im Ernste, meynt im Scherze.

Jetzt sagen wir dafür Zweyzüngler, Doppelzüngler.

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt; und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erste Zugabe 183.

Große Herren, wenn sie blind, daß sie
Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchschnitt sie, oder
schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt Sinng. 1534. eifere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nehmlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beywortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für es geziemt sich. Sinng. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde rc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als (I. 3.)

Emse schreibt Logau anstatt Ameise. Sinnged. 761.

Wohl indessen dem, der dort lacht, und
schaut die Emsenhaufen
Drinnen um das eitle Nichts kriegen,
steigen, dringen, laufen;
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbse; so ist von dem ältern Emeis, Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geschrieben, und daher ist Ameise gekommen. Emse wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Sylbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit em anfangen. Er sagt z. E. entpor anstatt empor. Sinng. 1257. Desgleichen entfinden anstatt empfinden. Sinng. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erste Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, sich; anstatt sich aufhalten. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bey uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die. Sinnged. 1672. und entjungfern. 2586.

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen,
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinng. 610.

Wer vom Herzen Gott entschleußt ꝛc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann, ist froh.

Er, das; und das Sie. Man sehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinnged. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen; so viel als erwerben. Sinng. 966.

So wirst du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeist, ein poetisches Wort, für einen Geist der am Irdischen klebt. Sinng. 3.

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir jetzt irdisch sagen. Sinnged. 2212.

Erkunden. (XI. 121.

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken? ꝛc.

Erlusten. Anhang 76.

In der Jugend zum erlusten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,

Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu
kurz die Nacht bedünken.

Erstecken braucht Logau für: machen daß etwas erstickt. Sinng. 1275. Liebe erstecken; und (X. 90.) Krieg erstecken.

Erstrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen, daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bey Gerichten kömmt es in dieser thätigen Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. E. Man will zwar dieß Gesetz auch dahin erstrekken; allein ꝛc. Und unser Logau sagt: (XI. 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel
zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreyßig Jahr Krieg
verübt, soll alles decken.

Einer unsrer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel er-
strecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küsse:
„Was vermiß ich, wenn ich dich ver-
misse?

Siehe auch Strecken.

Erwar-

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut. —

Erwinden, sich; so viel als sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau, anstatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwärts, doch nicht überall.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müßig sitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feyern von etwas; so viel als, (wie er sich Sinng. 1120. ausdrückt) von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst
sein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern
muß.

Sie sind feyrig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bey Meistern haben. Luther gebraucht einmal

den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; schändliche, schmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden ist. (V, 39.)

Ob nur einer findlich wäre rc. —

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinng. 2448.

Freund, der kleine Flammenschütze hat das dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644.

Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte rc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechischen Phlebotomum zusammen gezogen seyn soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu seyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Uebrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch

zu dem so genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht, vorkommt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel als sich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden: und das jetzt gebräuchliche frevenlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bey unsern alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Frosch, der; heißt bey den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bey Kindern, als bey Erwachsenen, unter dem vordersten Theile der Zunge, bey den Froschadern entstehet. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Ueberschrift des 74sten Sinngedichts unsers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas nassem laben.

Führen, eine Person; eine Person spielen. (IX. 75.)

Die Person die ich jetzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII. 17.) So sagt Logau allezeit, wofür wir jetzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel: daß nemlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach; praeceps, properus. Auch dieses den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche, und uns nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweymal bey unserm Logau vor. 2 Zugabe 90.

Die Magd, die stieg aufs Heu, der
Knecht, der stieg ihr nach;
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache
ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt, und eben dieselbe, wie sie bey dem von Riedenburg (Fab. 69.) vorkömmt, wo es von dem tückischen Hunde heiße:

Wenne er gebeis, so wart im gach
Ze flucht.

Praeceps se in fugam dabat.

In der zweyten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. 1 Zugabe 165.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr,
thun Kindern alles nach,
Die, wenn sie etwas neues sehn, thun
töblich, dumm und gach.

Gaden, der; heißt bey unserm Dichter so viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1 Zugabe 168.

Diese Waar ist nicht die beste die im Gaden vorne leit ꝛc.

Aeltere und andere doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bey dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinnged. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette seyn; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141.

Cominäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde wohl zu herrschen, ist bey ihm fast kein Gebruch.

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst das Gedächtniß zu stärken, und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geschrieben. Sinng. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beywort gediegen behalten haben. Sinng. 1678.

Geld- Lust- und Ehrengeiz macht daß die ganze Welt
So arm ist am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

Guot gedinge ſullen haben
Jung, alt — — —
Guot gedinge machet das,
Das der geniſet der ſiech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinng. 1103.

Ach es wolle diesem Ringe
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er steh zu sicherm Pfande
Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte; es kann hier nehmlich so viel heißen als: das Gelübde.

Gehöne, das; so viel als Gespötte. 1 Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite, stehen
graue Häupter schön:
Dennoch sind jetzt hohen Häuptern graue
Häupter ein Gehön.

Gelosen; so viel als los werden. Sinnged. 1237. und anderwärts.

Man fleißt sich jetzt den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals schon maaßten es sich geringere Leute an. Sinng. 2442.

Vitus nennt sein Weib Gemahlinn. Billig! weil sie sich so malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich
sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meistentheils, insgemein; kömmt sehr oft vor; als Sinng. 1154.

Was Pelops, Attalus und Krösus schwangre Kasten
Von Gelde, Gold und Gut vor Zeiten in sich faßten
Nützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel henkt.

und Sinng. 1136.

Buhler sind gemeinlich Blinde rc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X. 25)

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke rc.

Genoß, der; socius. (I. 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß rc.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken: z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist: Anhang 212.

Bardus strebt nach großem Namen, ist von allen Gaben bloß:

Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß
er heiße Gernegroß.

Sondern er sagt auch ein Gerneklug: Sinng. 257. wo von der thörichten Pralerey, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist.

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die
Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der
Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Pralewort, jetzt jenes raus
gebiert.

Gieben: so viel als das gemeine giebsen, oder das plattdeutsche gappen. 1 Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür geufzen. Siehe dessen Frühling deutscher Gedichte S. 8.

— — das herzenswehe Seufzen
„Macht mich so laß und matt, daß ich
auch kaum kann geufzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadiget hat. (II. 11.)

Graskrone. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 80sten Sinngedichts im IX Buche, und fängt an:

> Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube *). Morhof übersetzt (Gedichte S. 399.) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Ekel. (II. 84.)

*) Hier ist dem gelehrten Verfasser einmal ein antiquarischer Umstand entgangen, der fast in jedem Compendium der Römischen Alterthümer angeführt wird. Logau dachte an die coronam obsidionalem. Die Hauptstelle von dieser steht in *Plin.* Nat. Hist. XXXII, 3. 4.

Greiner. Greinen heißt so viel als winseln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinng. 1622.

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höf-
lich auf;
Jetzt heißt es: Junger sitze, und alter
Greiner lauf!

Greis; als ein Beywort, für grau. Sinnged. 785.

Ein Künstler, glaub ich, ist, der Schwar-
zes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunst, färbt schwar-
ze Haare greis.

Großmuth, der; sagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinng. 1171.

Grün; für frisch, gesund. Sinng. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die
farben wohl zusammen,
Sie sind geschickt im Wasserbau zu zie-
hen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

Ein Kalb scherzt, gumpt und springt ꝛc.

Wachter führt bey diesem Worte weiter nichts an, als das griechische κομπειν, strepitum edere *jactu pedum*, (von welcher Bedeutung, nehmlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist,) und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italienische gamba und gambata, welches man von dem lateinischen gamba, und dieses von dem griechischen καμπη herleitet, beygefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit diesem gumpen sehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Ueberschrift: der Weg zu Gunsten. (III. 55.)

Güteln; dieses Zeitwort kömmt im VIII Buche im 66sten Sinngedichte vor.

> Kann die deutsche Sprache schnauben,
> schnarchen, poltern, donnern, krachen?
> Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von gut, oder vielmehr von

Güte entstanden zu seyn. Frisch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium, erkläret.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrey machen. Sinng. 179.

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot, die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegen stellen können, welcher Hahnrey für kein Compositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinng. 1257. wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund,

Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe,
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhägt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut, sagt unser Dichter sehr oft, und sehr wohl anstatt des undeutschen Capital; als Sinng. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinsen darf itzt ein Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl. S. 69.) sagt Hauptgeld:
„Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennet man in Schlesien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinnged. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freyen hat,

Eh als den besten Freund, um einen
treuen Rath.

Und Sinng. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir jetzt Hebebaum sagen. Sinng. 2795.

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern
großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen
für das größte Klutz.

Hergesippt; für entsprossen, erzeugt. Sinng. 2379.

Fürstinn von den Obotriten, einer deutschen Heldenart
Hergesippt ꝛc.

Desgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches jetzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich.

Herzlich hassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich. (III. 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich
sichert in das Grab.

Ein

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der jetzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; so wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinng. 117.

> Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beym ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht seyn, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

> Er giebt genug an Tag, er müß sie recht nicht kennen.

Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Uebrigens kann dieses hochträchtig, in so fern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nehmlich nicht von Hof-Art, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sey. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinng. 1354. auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allen Zweifel gesetzt ist, daß wir in unsern ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum ist die Ueberschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Kosen anführen werden; und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat,

nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u, a. m.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eines davon. Sinnged. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meynt
man, werd ans Holz noch kleben,
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm
wird doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt seyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bey den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjection der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobey ihn der Henker vielleicht beym Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht, daß eine Husche

auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieser letzten Bedeutung beyläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sey so viel als horée, und dieses so viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe, und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektire, ist eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweyten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Ueberschrift des 196 Sinngedichts im Anhange, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Ists deutscher Art gemäß mit Worten so
zu spielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie
mit vielen.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen 2c.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII. 98.) Er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inselt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir jetzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für Koth. Sinng. 2723.

Die Lieb ist wie der Schwalbenkat,
Verblendet wen sie troffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen
mich heiße;
Kiesel und beiße.

Von dem alten **Kieb**, ira, jurgium.

Kieslingstein für Kieselstein. **Sinng.** 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. **Sinng.** 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort **Kindeley** für Kinderey, Tändeley, kömmt bey unserm Dichter vor. **Sinnged.** 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten ists so Brauch, die
Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning **entkindert**, für der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert seyd?
„Ihr seyd auch frey von Schmerzen:
„Wo Kinder sind, ist Leid.

Klapf, der; von klopfen; so viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerschlag sagten. Sinng. 808.

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel seyn.

Knebelhaut. Logau sagt: Sinng. 2024.

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelhaut 2c.

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sey. Knebel und Flegel ist hier eines; beides bedeutet einen bäurischen Menschen: appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber ist so viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts bessers. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen: als, die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelspieß; daß man also Unrecht thun würde, wenn man solche von Knabe herleiten und mit einem å schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, sagt Logau, und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr

etwas, das sich für keinen freyen Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinng. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey.

Rosen. Sinng. 1174.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig, zum Schmeicheln und Rosen.

Dieses Zeitwort, welches so viel als reden, schwatzen, bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Uebersetzer des Don-Quixotte hat es sehr wohl gekannt, und ihm im zweyten Theile der Geschichte dieses Ritters S. 459. eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den so genannten sieben Ziegen am Himmel: Ich kosete mit diesen Ziegen drey bis vier Stunden. Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch überall gebraucht. Bey diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinnged. 403.

Die edle Poesie ermuntert Sinn und
Geist,
Daß er greift an mit Lust was schwer
und wichtig heißt.
Ob nöthig ist das Brodt, so läßt man
gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz, und sonsten was
da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet
auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine
Kost.

Kuchel ist eigentlich Oesterreichisch, und nicht Schlesisch; man sagte es aber zu Logaus Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bey unserm Dichter sowohl, als bey andern vor, und bedeutet so viel als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts zuverlässiges zu sagen. Sinnged. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmaal hinter uns daß wir gewesen sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinng. 908.

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben so spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verse seyn.

Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius 1sten Theiles, zweytes Buch, S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinnged. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kömmt das alte Beywort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius persianischem Baumgarten finden: „Die ausgelängte Nacht laufen sie, und sprechen früh „Morgens ꝛc.

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beywort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau. Sinng. 2499.

Sonst möcht es seyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerley sind, so heißen, im verblümten Verstande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengesinde, Lumpenhunde.

Latz, schwäbisch Latz, der. Man wird das 227ste Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein schwäbischer Latz so viel ist, als ein Hosenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedentet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird. (X. 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein;
Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinng. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn also auch zur Noth von dem schlechten Weine, Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des X Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La-Fontaine soeurs filandières. Sinng. 2448.

Waren alle drey nicht Gräen, waren sie
nicht Gorgoninnen,
Waren sie nicht alle dreye Lebensfaden-
reißerinnen,
War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt Liebchen sagen; ist bey allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637.

Paulus ist ein Freund der Welt, aber
nur der kleinen Welt,
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt
beschlossen hält.

So sagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünsch
ich ihr für Glücke?

Eben so sagten auch unsere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen.

d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott
müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings: (VI, 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau, anstatt, es gefällt mir. (XIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

„— — sehr schöne Schrift auf Steinen,
„ Die mir so sehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, ist eine scherzhafte Benennung unsers Dichters, worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel mit einem weit hergesuchten Wortspiele, das Jus canonicum nennt. Sinng. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männisch für männlich. Anh. 166.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr ꝛc.

Magd und Knabe in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. Ueber ein Brautbette.

In die Lust liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen, oder Mädchen, kömmt bey unserm Logau in der edeln, anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir also itzt sagen, z. E. zehntausend Mann; so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis, als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzt, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig
tausend Mann.

Doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinng. 1097.

Eine Maultasch ist ein Ding, zwar nicht
schädlich an dem Leben,
Außer, daß sie dem Gehör Abbruch will
und Nachtheil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch allem Ansehen nach, so viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel, herkommen: so müßte man sagen, eine Maultasche sey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhienge. Frisch führt bey diesem Worte

eine

eine Prinzessinn aus Tyrol an, die wegen ihrer heruntergehenden Lippen, die Maultasche genannt worden ist.

Marzipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinnged. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So essens nur die Großen;
Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genennt worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII. 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint 2c.

Dieses meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, itzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bey unsern alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt: (XIII. 11.)

> Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftband
> Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Flemming an einem Orte:

> „Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.

Eben so haben die Engelländer das Wort *Wench* itzt in Verachtung gerathen lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Verstande gebraucht ward. Shakespear z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabey: The

word *Wench* heretofore ſignified a young Woman, often an amiable Woman, ſo that ſome have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und Menſch ſind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß ſie nicht einerley Urſprung haben ſollten. Das Diminutivum Menſchlein braucht unſer Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (XI. 85.)

Canus hat ein junges Menſchlein voller
Gluth und Geiſt genommen ꝛc.

Menſchenthum, das; für das menſchliche Geſchlecht. (XIII. 8.)

Würdig biſt du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menſchenthum.

Milz. Logau ſagt der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen, iſt der Gegenſatz von wohlbehagen.

Mißſchwören, für falſch ſchwören, iſt die Ueberſchrift des 803 Sinngedichts.

Mördlich, ſo wie von Wort, wörtlich. Sinnged. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Itzt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verrätherisch, räuberisch, ehebrecherisch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweyten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondensohn, so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen. (XIII. 12.)

Mußtheil, das; von Muhs, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorraths an Speisen, (cibariis domesticis) der bey Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am dreyßigsten Tage, zu welcher Zeit man itzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau spielt mit diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinng. 416. sagt:

Das Mußtheil heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.
Ein Mußtheil machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räubrischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinnged. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend
ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinng. 1038.

Nächst sagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen: (X. 53.)

Mein Gut besucht ich nächst ꝛc.

Narren, für sich närrisch betragen. Sinng. 2562.

Denn das Gold der neuen Welt macht,
daß alte Welt sehr narrt.

Den Narren stechen heißt Sinng. 1498. verspotten, mit spöttischer Mine verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch; sagt unser Dichter (I. 1. II. 12.) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verän-

dern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

Gleichwohl aber hat er sich noch mit
Wort noch That gerochen.

Sinng. 1404.

Alte Jungfern sind ein Stock da noch
Wachs noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie von Tod tödten; so viel als quälen, plagen. (V. 76.)

Der ärgste Tod ist der, der gar zu lang-
sam tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu lang-
sam nöthet.

An einem andern Orte Sinng. 2513. scheinet dieses nöthen so viel als nöthigen, hinwegnöthigen zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet.

Logau sagt Sinng. 1170. von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Beißig, garstig, satsam wird, bloß auch nur zu nuseln weiß.

omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder, sonst oder. (X. 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtniß, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bey den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkommt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig: Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunst denket zu studieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

> Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
> Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophey. Durch diese Endung ey glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben; weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasey, Melodey ist daher richtiger und besser, als Phantasie, Melodie. Nur bey Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophey in folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertiget. Sinnged. 403.

> — — Man lasse mir die Lust,
> Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.

Sie wird mir nützer seyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunst der Ueppigkeiten wallen,
Als eingeschrieben seyn in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphilosophey,
Und treib als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinnged. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777. und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinng. 1645.

Pompsack; der Spate erkläret dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock; und alsdann im figürlichen Verstande, einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Compositum. Anh. 120.

Der Pompsack konnte nimmer nie sich
schicken in die Mode.

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kömmt bey unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel als die Höhe. Zweite Zugabe 47.

Wer bey Hof am mindsten wäget
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beygeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel als prangen, prächtig seyn. Sinng. 2090.

— — Stärk und Muth ist auch ein
Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich
doch auf Krücken ging.

Pursch, die. Dieses alte Wort kömmt in seiner ältesten Bedeutung bey unserm Dichter vor. Sinng. 1646.

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel
nicht zu verzehren;
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im
Leeren,

D. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen; ist das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern ꝛc. Sinng. 687.

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Pursche sonst mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde seyn begraben,
Werd ich bessers Glücke haben.

D. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII. 12.)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die Purschen weit und breit erforschen
dies und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die; heißt so viel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Ueberschrift: Raitungen.

Die Einnahm ist das Weib; die Ausgab ist der Mann;
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sey ein Ueberschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

„Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maschine, Pfäle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinnged. 2784.

Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinng. 2063.

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus

Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und
heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bey Friedrich dem Dritten, Churfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett, oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; englisch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to racke. Sinng. 460.

Man recket sonst den Dieb, der andern
wollte stehlen ꝛc.

Reichen, für herkommen, entspringen. Sinnged. 13.

Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Itzt brauchen wir dieses Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau sagt das Reichthum, so wie das Eigenthum, das Fürstenthum ꝛc. Auch Opitz sagt so. Unter unsern neuern Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don-Quixottens 2ter Theil, XX Cap.)

Reisemann, für Wandersmann. (XI. 97.)

Reisig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinnged. 2758.

Denn ich kann nicht reisig kommen auf
dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich
itzo spornlos werde.

Röthen, für roth machen. (XIII. 10.)

Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger 2c.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten
rund und frey 2c.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären 2c.

2. für schlüpfrig, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der
Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch
nicht betrübe

Des Glückes runde Macht; denn seine
Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und
Einigkeit.

Desgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden
Samarittern,
Die itzund warm, itzt kalt 2c.

Und zweite Zugabe. Sinng. 212.

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinng. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben 2c.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts.

Wer itzund berathen will die vergangnen
Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den
alten machen.

Sark; so schreibt Logau, was wir itzt Sarg schreiben. Sinng. 368.

Besser ists in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben 2c.

Tscherning schreibt es Sarch. (Frühl. S. 41.) Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre, Er meynet nehmlich, Sarg sey das verkürzte Σαρκοφαγος; und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Wasserbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige 2c. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor: (Blatt 22.)

„Mein Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in diesem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen, und es solchergestalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nöthig hat von arca oder ἀρκειν herzuleiten.

Satsam;

Satsam; verdrießlich, aller Dinge satt. Sinnged. 1170.

— — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, satsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht, (II. 14.) worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, so wie Trübsal, Irrsal, nicht die Person sondern die Sache bedeutet.

Schaffen; so viel als befehlen, gebieten. Sinng. 405.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen rc.

Desgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürsten schaffen rc.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft.

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feyertag. Sinng. 959.

Da hingegen geschaffen creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländischen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt: (XI. 39.)

Aufzubringen erste Schanze ꝛc.

für das erste Kapital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben, (II. 19.) auf seine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind, und mit den Schanzen der Kriegesbaukunst nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (XI. 49)

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar seyn,

Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beym Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinng. 2501. mit einer leichtfertigen Zweydeutigkeit, anstatt ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erkläret Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber ist nicht Ernst 2c.
Mancher wird in Schimpf und Scherz 2c.

Schlägefaul; so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinng. 91.

Unsre Welt ist schlägefaul;
Setzt sich, wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für schlaff seyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu schlaffen 2c.

Schlechtlich, für schlecht. Zweyte Zugabe 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en ist die Füllparticel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erste Zugabe 137.

Lara hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel als schnipsen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinnged. 966.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet,
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls: mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinng. 1107.

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber, die man wacker nennt, sind ge-
meinlich schnöde.

Bey Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. Ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist ꝛc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr siehe doch, wie schnöde ich worden bin. (Klagelieder I. 11.) Itzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheinet es nicht sowohl eine passive als active Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch, nicht ein Mensch heißet, der verachtet wird, sondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für schön seyn: Sinng. 1505.

Fürstinn, euer reines Schön hat ein Fie-
ber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nach-
mals schöner schönet.

2. für schön machen: Zweyte Zugabe. Sinnged. 218.

Ein Maler ist er auch, der alle Laster
schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die, dem ersten Anscheine nach, einen Widerspruch in sich schließen. Das eilfte Sinngedicht des ersten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, diese Erbschaft selbst. Mit der Zweydeutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 2474 Sinngedichte gespielt.

> Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder:
> Mancher Schooßfall, wie man sagt, fällt ihr dennoch zu nicht minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinng. 1530.

> Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie auch schürt.

Schwesterschaft. (XIII. 10.)

> O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft ꝛc.

heißt an diesem Orte so viel als: an die blutsverwandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüderschaft von gleichem

Gepräge ist, und eben so wenig unterzugehen verdient, als dieses.

Schwindeltumm, für schwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht diese beyden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Menschen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinng. 454.

> Da geht es schwitzig her ꝛc.

D. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für bey Seite. Zweyte Zugabe. S. 212.

> Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
> Dem seines Meisters Ruhm in sichres Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bey den Schauspielen nicht unbequem anstatt des à part zu brauchen; besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweyte Seitab, bey jedem Seitab, schicklicher sagen, als: das erste bey Seite ꝛc.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter &c. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unsern neuern guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist. Sind sie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müssen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem, zweyen oder mehrern in Gesellschaft befunden. Sie können es an folgenden Beyspielen unsers Dichters versuchen. Sinnged. 1372.

Vulpiana ist selbander — Was doch itzt
für Fälle sind! —
Bey zehn Jahren. Meide Sorgen! denn
ihr Mann der ist ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gästen.

Ihr Gäst, ihr seyd mir lieb, bis daß die
Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will
ich seyn.

Zu diesen Fürwörtern gehöret auch selbselbst, und ist der Ordnung nach das erste. Es bedeutet nehmlich die Person, von welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberstumm; ein Scherzwort, für einen, den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen. (XII. 12.)

Hermes ist der beste Redner weit und
breit, und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal
ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für, das Genie, die Gemüthsgaben, der Geist, der gute Kopf. So werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter Degen und Erdegeist; imgleichen (VI. 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet
Lust an reifen Sinnen.

(XII. 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht was dort
sind die Kastalinnen?

Sitzer, der; eben derselbe Theil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinng. 1728.

Was ist ein göldner Kopf ohn einen
bleyern Sitzer?

Sinng. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches
unbereut,
Obgleich ein alte Mutter die Hinterstirn
ihm beut.

Sinng. 1581.

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt
die Nase für,
Denn er meynte Calvus Kopf sey des
Magens Hinterthür.

Söder, ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von sieden. (II. 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran rc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den bloßen Brüsten, die er deßwegen gesönnte Brüste nennt: Erste Zugabe 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit, und weniger als Aengstlichkeit. (II. 47.)

Stådter, für Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war
rauben, stehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen
und verhehlen.

Stänken, für Gestank erregen, stänkern. Sinnged. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen,
wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil
jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker. Sinng. 911.

Sterben, als ein Activum, für sterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Imgleichen Sinng. 1361.

Der Tod der alles sterbt, den sterbt ein
gut Gerüchte
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß
sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flectirt habe, als das Neutrum sterben. Jenes

heißt in der zweyten und dritten Person der gegenwärtigen und der jüngst vergangenen Zeit, du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: Du stirbst, er stirbt, er starb. Eben so unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben. Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen,
ist nicht ehrlich ꝛc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch für Stockfisch. Sinng. 96.

Ey man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bey großer Herren Tische
Sind stets Has' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117.

Könnte man das Leben strecken, wie man
kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für stumpf machen. (XIII. 3.)

Stürzebrücke; (IX. 49.) geht besser in den Vers, und ist auch stärker, als Fallbrücke.

Suhne, die; für Versöhnung. Sinng. 1049.

> Wann Mann und Weib sich zankt, ist
> Suhne recht bestellt 2c.

T.

Tage = und Nacht = gleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt, durchgängig taug. Sinng. 2522.

> Gewohnheit ist die größte Frau, beherrschet alle Welt;
> Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht achte hält.

Desgleichen Sinng. 2542. und 2550.

> Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
> Wo man französischhöflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Eben so schreibt Opitz, sowohl in Versen als in Prose. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eselsohren hat, und Eselsurtheil
spricht.

Testamenterinn, die; für, das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinng. 720. Testirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst, oder Durst, die; so viel als, Kühnheit, Muth ein Abentheuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht: (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden,
Und ihrer Thurst zu melden ꝛc.

Thurst kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten; dürfen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechischen θαρσος, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg (Boner): (Fab. 67.)

Vor im *getorst* kein tier gestan.

Und Fab. 70.

Ratent und koment uiber ein,
Wel under uns diu si allein,
Diu das *getuirre* wol bestan
Das si der katzen henken an
Welle die schallen — —

Luther gebraucht das Wort dürstiglich, (1 Mos. XXXIV. 25.) in eben diesem Verstande.

Tischen, für zu Tische sitzen. (II. 66.)

Töblich, oder, wie es bey andern geschrieben wird, töbelicht; von töbeln, und dieses von toben. Töbeln erklärt der Spate durch feroculum esse, hilarem insaniam insanire &c. die Stelle, wo töblich bey unserm Dichter vorkömmt, ist unter gach bereits angeführet.

Torkeln, für taumeln, (II. 53.) und Sinng. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter, schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben. Sinng. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militarisches Wort, und bedeutet so viel als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeister rc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der; ist poetischer als der Trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsylbe ig besser wegläßt; wird von Pferden gesagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein sanftes Thier gehört auf einen engen
Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten
Weg.

U.

Uebergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinng. 774.

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten; wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nächsten übergiebet.

Ueberständig; wird von Früchten gesagt, die man allzulange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinng. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein
Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die
überständig seyn.

Ueber=

Ueberweiben, sich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bey unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinng. 1893.

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig, nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinng. 244. ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Itzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm. (V. 63.) Sagt unserm Dichter etwas weniger als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für unverehlicht, unvermischt. Sinng. 588. Unverfreyter Wein.

Den Ehstand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,

Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich
seyn.

Unzahl, die; so viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754. wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann
nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl Eurer
Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief: ist die Ueberschrift des 2154sten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt rc. Eben so nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet eben so bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringens auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend seyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, **vollenden**, **vollführen** sind wohl unstreitig gute Wörter, und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen **verbringen** zweydeutig ist: denn es bedeutet auch das Gegentheil von **zusammenbringen**, nehmlich verschwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten, sagt er (XIII. 10.), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget.

D. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, **verbürget**, so würde man kürzer sagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die **Unsterblichkeit**; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich; braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung für, sich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bey ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII. 8.) nennt Logau, was sonst auch Begnügsamkeit heißet; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, αὐτάρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun. (VIII, 97.)

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren: daher auch Verlust. Sinng. 1589.

Da sieh nun Deutschland, was der Krieg verderbt hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und verfast.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl sich Mann und Frau in Einen Leib verleiben 2c.

Von diesem verleiben ist einverleiben, gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten; kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt so viel als, mit Prangen durchbringen: (IV, 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen, (welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt so viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinng. 2702.

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen. Zweite Zugabe 99.

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verschlunden für verschlingen; von Schlund. Sinng. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verschlunden.

Versprechen, in der alten Bedeutung, so viel als schelten, schmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als unterbringen, ausleyhen, austhun. Sinng. 412.

Was ists worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

Schön müssen sie seyn, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie seyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich; Sinng. 798. wofür wir itzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen; Sinng. 618. und vielen; Sinnged. 1103. heißt so viel als multiplicare, wofür wir itzt vervielfältigen sagen.

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, sind drey Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. Das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich; zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich; anstatt Verzicht thun. Sinnged. 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung sey zu finden,
ist wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Bestand,
bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Be-

griff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieschers Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

Vor; als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher. (IV. 82. 104. IX. 11.) kömmt häufig vor, sowohl bey unserm Dichter, als bey seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinng. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächsig dieser Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase, heißt in dem komischen Heldengedichte Phaeton, ein Hase in seinem besten Wachsthum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter sind eines, nur daß wir sie itzt bekannter maaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweyten Zugabe (S. 215.)

— — — Ein Mann
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen. (II. 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; so viel als Veränderung, Tausch. (XII. 8.)

Wandeln; für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechsel hält —

Desgleichen Sinng. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß sie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für von wannen. (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entsprossen 2c.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was hast du Affen!

Desgleichen (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachsteller. Sinngед. 680.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe,
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als heyrathen, sich beweiben. Sinng. 1534.

Willst du nicht weiben?

Siehe Ueberweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bey unserm Dichter die Ueberschrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl sich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf sich doch der Mann deßwegen nicht verweiben.

Wer, für jemand; kömmt hin und wieder vor, als Sinng. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß
anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen är-
gern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch, kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, scheint bey unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waaren aus der zweyten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinng. 2370.

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel
pohlscher Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit
samt den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinng. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir
dem Andern schenken,
Ist wiederlegt genüglich, wenn andre
dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißet; anatocismus. Sinnged. 1568.

Windey, heißet das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

> Ein Windey legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat rc.

Das Wort scheinet nach Maaßgebung des Griechischen gemacht zu seyn: ὀυρινον, ὑπηνεμιον, ζεφυριον ὠον.

Windlicht, so viel als Fackel: Zweyte Zugabe 65.

> Wenn die Frösch im Finstern quaxen,
> zünde nur ein Windlicht an;
> Ey wie werden sie bald schweigen rc.

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinng. 2448.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirthschaftlich wohl zu unterscheiden: Wirthlich geht die Person, den Wirth an; wirthschaftlich geht die Sache, die Wirthschaft an. Also sagt man: wirthschaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinng. 1549. Deßgleichen Sinng. 1684. Ein einzigesmal sagt er: Der Witz. Sinnged. 2630.

Der Monden stellt sich vor die Sonne
und macht sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen,
erstrecket sich noch lang, noch weit.

Witzel, sagt Logau, wofür wir itzt Witzling sagen. Sinng. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Deßgleichen, erste Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu
schreiben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu
tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinng. 727.

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbespracht, so viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII. 85.)

Wohlbewußt, der; mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinng. 1966.

Bey dem Aergsten Bestes hoffen geht
wohl keinem an,
Der sich seines Wohlbewußtes nicht ge-
trösten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

Wütig; voll Wut, wütend. Sinng. 846.

Die Kinder Gottes sind, sind, wie ihr
Vater, gütig;
Die Satans Kinder sind, sind, wie ihr
Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093.

Wann sich mit Gewalt Unverstand ver-
freyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere; ist noch gebräuchlich, und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeisen, für Zänkerinn. Sinng. 1404.

Zeihen, sich; ist das Gegentheil von sich verzeihen, Verzicht thun; (Siehe oben unter dem Worte verzeihen) auch ist es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig seyn?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Theil? u. s. w.

Eben so sagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes: v. 575.

„— — Was zeiht Achilles sich,
„Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
„Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Thessalien ꝛc.

und im zweyten Verstande heißt es: Schuld geben; wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 2429sten Sinngedichts; und bedeutet so viel als, die Kunst sich in die Zeit zu schicken.

Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logaus Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen seyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinng. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

Daher kömmt züchtig, bescheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Pansa sehr deutlich erklärt finden: „Ich will es „Euch aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brodt, „und Zwiebeln dazu, schmecket mir in meinem „Winkel, wo ich für mich bin, und nicht so züchten darf, eben so gut, als ein Truthahn in Gesellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam „essen, und nur kleine Schlückchen thun, mir auch „aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten, niesen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankömmt.

Don Quixotte. 2 Buch, XI Cap.

2. proles, prosapia; in der Stelle, die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck; bedeutet so viel als, schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinng. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

2.

Anmerkungen
zu
Andreas Scultetus Gedichten.

1769.

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

Hamburg, 1769.

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze schon seit geraumer Zeit, von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je außer den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke,

die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeister, noch John, noch irgendwo, die geringste Erwähnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andreae Sculteti, Boleslavii,* Oesterliche Triumphposaune *). Doch er betrog mich auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642. auf zwey vollen Bogen in Quart.

gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündiget ward, aufgestoßen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit samt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich: und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht: du pflanzest Wissenschaft,

Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meisten Opitz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demüthigen als zuversichtlichen Anrufung kündiget der Dichter seinen Vorwurf

mit einem einzigen Worte an: mich Ostersänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

> Da über die Natur Neptunus sich erhub,
> Und, was sich regt, gesammt der Erde selbst begrub,
> Da alles Wasser war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde seyn würde. Der Tag

> — — — — — da Israels Geschlecht
> Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
> Das Zuchthaus segneten; — —

der Tag, als den Amalek

> — Gottes General, durch zweyer Hände Bitten

Vielmehr, als Josua durch tausend welche
stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —
der Tag, als
— — — aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —
der Tag, als
— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen einge-
jagt; —
der Tag, als
Elias, der Prophet, mit einem schnellen
Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —
der Tag, als
— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias Wort,
Noch einmal hast besucht; —

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält: so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der

vornehmsten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge dessen, der sie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie desselben, nach dem Muster eines wahren alten Triumphes, zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar; aber die Bilder, zu welchen

sie Gelegenheit giebt, sind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte seine Pracht
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln bloß allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreuze.

Wie Jesus in der Luft die Arme weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,

Als welcher obenher von Gottes Wunden
fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art er-
schällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bey weitem den größten Theil des Gedichtes ausmacht, um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchem nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feyern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet? —

— — — — — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffirt sich stattlich aus und nimmt, als
ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine
Wege.
Violen schießen auf, und geben, auf den
Schlag

Der Telamoner Frucht, mit Blättern an
den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes
lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meistes kön-
ne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypern Blu-
me bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt
verschloß,
Behaget halb und halb, sich schamroth zu
verstecken,
Und anderwärts zur Gunst den Zierrath auf-
zudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Na-
men hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenlose Rest von Kräutern,

die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, fast noch schöner.

Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk zu steigen und zu sinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiste Theil verstummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Fugenkünstlerinn hernach zu practiciren,

Und schweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;
In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bey einem von unsern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleist ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist.

Sollte es wohl möglich seyn, daß an eben derselben Sache zwey Dichter von selbst eben denselben kleinen Umstand bemerkt, und ihn von selbst mit eben denselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders, wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist, und die Worte so ungesucht sind, als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar

nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nehmlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu seyn. Er machte mir öfters das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich bey dem Worte Lerche mit einem Lächeln an, das mir alles voraus sagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. Aber! setzte ich hinzu; ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn seyn, wenn ich anführen

kann, daß er hier eben der feine Bemerker gewesen, der — Mit nichten! fiel mir der beste Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann bloß als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen. —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange

nicht entspricht, — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen, als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Oesterlichen Triumphposaune einen Bunzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier (und ich liebe sie auch darum) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier geboren zu seyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sey; die alle gestan-

den, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie, oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Opitzischen Werke gedruckt worden) — selbst diese Männer hörten die österliche Triumphposaune bey mir zuerst; und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, theils in dem nehmlichen

zwey

zwey und vierzigsten, theils in dem nächst vorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, gerieth, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetische Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verlust seiner Gattinn, aus dem Jahre 1640. von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verschiedener Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beyden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Herr Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasiast; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche

eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Bunzlau gewesen sey, und daß er den 25sten August 1639 auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rector Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod, so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch diese Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte: so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser

Fehler ist das Bestreben überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind: obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat: so ist es ekele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeigt er von einem vollen Kopfe, und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bey unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur

mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weitem darin nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbey sende. Es stehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben einen Platz in Ihrer Sammlung *) gönnen: so können Sie wenigstens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich Sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

*) Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, ꝛc. Braunschweig 1771.

Fragmente
aus
Scultetus Gedichten.

I.

Aus der
Oesterlichen Triumphposaune*).

*) „Ich merke außer dem, was in den vorgesetzten Briefen von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer steht, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse."

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Jehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch
erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wun-
derkraft,

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der na-

Die uns zu Menschen macht; ꝛc. — —
— — — Des Welterleuchters Thron
— — — sein stralumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken
nicht,
Zeucht Wasser auch empor; ꝛc.
— — — Da Israels Geschlechte,
Das Zuchthaus segnete; wie das Eryther-Meer,

türlichen Ordnung der Dinge, oder die Beförderung unsers Beyfalls, äußert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen depsere, oder des gemeinen knäten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus segnete] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn, und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bey ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt verlassen, sich von etwas scheiden, in welcherley Gesinnung es auch sey. Und in dieser letz-

An zweyer Berge statt, das ausgepreßte Heer
Vermauret und verschanzt, hingegen dessen

ten Bedeutung steht es hier, wo man eben so wenig den Begriff der Verwünschung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bey dem Segne Gott und stirb der Frau des Hiobs. Das Wort entspricht in allem dem Hebräischen barac: oder vielmehr, nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen, sich die Freyheit genommen. Daß bey dem Segne Gott und stirb eben an kein Lästern und Verfluchen Gottes zu denken, hat auch unser neuester Uebersetzer des Hiobs bestätiget. Aber ich bedaure fast, daß er darum für gut befunden, das Wort segnen überhaupt dabey nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb.“ Ich fürchte, daß dieses gute Nacht sagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heißen können: Scheid ab von Gott und stirb. Die deutschen Bibel-

Der sich, nicht Gott, getrotzt, in einen Kloß
geschlagen:

übersetzer vor Luthern brauchen in dieser Stelle, anstatt segnen, gesegnen, und sagen: Gesegne den Herrn und stirb. Ich gebe zu, daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich Deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

in einen Kloß geschlagen] Die gemeine Sprache sagt dafür in einen Klumpen schlagen; und der Dichter hat den Klumpen bloß veredlen wollen. Es sind aber Klumpen und Kloß nicht völlig einerley; Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Bley, von Thon: aber ich zweifle, ob auch Kloß. Denn bey den Alten ist Kloß das eigentliche gleba, ohne die unnöthige Verlängerung in Erdkloß oder Erdenkloß, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther: (Hiob. XXXVIII 30.) Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Haufe läuft, und die Klöße an einander kleben. Die ältern Uebersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort Schollen.

Das war ein großer Tag ꝛc.
— — — die Tage sind beklieben ꝛc.
— — — Die Tage geben Schein,
Weil auf der kranken Welt nur Tage werden seyn.

sind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben scheinet sich, sowohl in seiner eigentlichen, als tropischen Bedeutung, ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen, kleben bleiben: und in der tropischen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüthen, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bey Schriftstellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwohl ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Samen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beym Frisch und Haltaus nachzusehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt schwach, hinfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht bloß von der Schwäche eines animalischen Körpers gebraucht.

Da sich der Wolken Feld gesteint hernieder
ließ,
— — — Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürsten das Rappier in seinen Wanst
gestochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Sissera das Kraut um beyde Schläfe
schlug, ꝛc.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,

gesteint herniederließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem Lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß sonst nicht bloß, wie es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beyde Schläfe schlug] Jael schlug dem Sissera einen eisernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.

Wo Isaac jener Zeit den Holzstoß angeschaut:
Der Tag erstirbet nicht. ꝛc.
— — — wie Syrien verblich
Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich.
Wie du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bey den Schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit, für vor Alters; dieser Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch über Logau.

erstirbet nicht.] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben; welche Nebenbedeutung das vorgesetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier so viel als blaß werden, erblassen, nehmlich vor Furcht und Schrecken.

den überschifften Ort] Ein schönes und hier mahlerisches Beywort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurückgelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur; et turbida tranat nubila.

Zum ersten wiederum noch einmal hast besucht; ꝛc.
Wie das verwaiste Kind, die Esther, mit der Schöne
Den Ahasverus fing, ꝛc.
— — — Was aber sind die Tage? ꝛc.
Ob ihrer tausend noch, auch drüber, möchten seyn,
So überwiegt sie doch dies Osterfest allein,
— — — Der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, sich keinesweges melden,
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errannt,

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als, die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den Schlesischen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

Verdorren an Beruf ꝛc.
— — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,

verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Aufforderung zu einem Amte, oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich; ob schon weder Frisch noch der Spate davon etwas sagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henisch nachschlagen, welcher berufen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas erklärt und übersetzt.

der Schauplatz mit Flecken ward schattirt] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beißenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern eingesammelt,

Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde,
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Verse Bilde
Hauptsächlich darzuthun ꝛc.
Was kann geringers seyn als Krippen, wo er blinkt? ꝛc.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels, ꝛc.

Herodes

auch von ihren Torheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bey dem Gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattiren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben, hieß sonst: einem etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprokum brauchen wir begeben, mit dem Genitivo der Sache, noch in diesem Verstande.

Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,
Läßt das Ermordeschwerd viel Städtvoll Kinder fressen,
Verdringet den Saturn 2c.
Das Amt erfodert ihn. Er läßt sich diesen taufen,
Der durstig vor ihm her den Glauben ausposaunt,
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Hierauf erhebt er sich in Gottes Opferhaus,

Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen Handvoll, Mundvoll, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier, in Vergessenheit, in mindere Achtung bringen.

kartaunet] Aus Kartaunen auf sie geschossen! möchte hier wohl zu kühn seyn. Indeß geht das Zeitwort von Kartaune unsern Wörterbüchern insgesammt ab.

Und peitscht den Unterschleif des Kramervol-
kes aus.
— — — Der Achelous hört,
Wie taub er immer ist, und ob er alle stört,

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unter schleift, mit unter schlupfet: und mich dünket dieses Wort hier sehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerey und Wechsel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechselung des h. Sekels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaaßen nöthig. Aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch, welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

stört] Aus Exempeln beym Frisch kann man sehen, daß stören sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

So liebekoßt er ihm dem Fürsten seiner
Wellen. ꝛc.
— — — Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab ꝛc.
— — — Jerusalem erschallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna hallt,
Das weil es wächst, verbricht ꝛc.
— — — Die Juden reißen ihn
Vor Hannas Richtersitz. Der schickt ihn vor
die Priester,
Wo dieses Priester sind, das Rhadamantge-
schwister,

und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen abdanken und einem abdanken ist indeß nicht einerley: einen abdanken, heißt einem Abschied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. Der Pluralis von Wurm hieß Würme; welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist, als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

So bey dem Caiphas hier die Unschuld insgesammt,
Und sich hiedurch selbselbst, zum Tode hat verdammt. —
Er steht zum Leiden keck; darob die schwarze Nacht
Und Cinthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,
Ihr Hoffeherr sey da ꝛc.
Das Tageslicht erschrickt, — —
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen

selbselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte, und so weiter sagen: so haben sie geglaubt, auch selbselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen.

ihr Hoffeherr sey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den versprochenen Stern aus Jacob sieht, den er die Venus, oder den Morgenstern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Worts kochen von Beängstigten, von Zornigen, Ster-

Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann
ertragen;
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes
Herze webt
In diesem, welches stirbt; ꝛc.
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im
Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,

benden, bey welchen alles in dem tiefsten Aufruhre ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum; und man sollte es für die Uebersetzung des Französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach kaum selbst von kumm, dem Stammworte von Kummer, herkäme.

ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heißen soll, als schwäret, oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und besonders von dem daher entstehenden Klange, gesagt wird.

Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne schauen; ꝛc.
— — — Das Bauwerk will verblinden,
Die Felsen bersten auf; — — —
Ein Herold fuhr herab. Der Christgetauften Sonne
Ging mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor

nach Donnerart erschällt] Erschällen heißt erschallen, ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will sich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finster machen; dieses aber blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet: so verblindet das Gebäude.

Verblendet Cynthius: ihm schimmert Christus vor.
— — — Der Erden Augenschein
Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein.
— — — Der Erden Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen

ihm schimmert Christus vor] Einem vorschimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein] Für, einem in etwas eingreifen, sagen wir itzt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weise.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonst wo finden

Die Aecker hegen Streit, wer meistes könne
blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypernblume
bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt ver-
schloß,
Behaget halb und halb sich schamroth zu ver-
stecken ꝛc.
— — — Das hohle Luftgefilde
Erzeigt sich im Geruch und kühlen Adern
milde.

dürfte: und doch steht er hier so schön als kühn.

verschloß] Ich bin ungewiß, ob verschloß hier so viel heißen soll, als umschloß; oder ob es nicht vielmehr von verschleißen gemacht ist. Verschleißen aber ist so viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Rose, der Dornhecke, welche das Haupt Christi zerritzte, wohl könnte gesagt haben.

kühlen Adern] Adern wird von allerley Gängen und Zügen gesagt: warum nicht also auch

Der Aeol unternimmt des Eurus Donnerwind;
Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Delius Losier. Der Himmel — —

S 5

von der strömenden, nach einer gewissen Gegend sich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateinische intercipere ausdrücken, und überhaupt so viel als carcere cohibere seyn? welches dem Aeolus in Ansehung der stürmischen Winde von den Dichtern beygeleget wird.

Losier] Oder wie wir es itzt aussprechen Loschier, als ob es nothwendig von dem Französischen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht seyn, daß es ursprüng-

Putzt seine Flammen auch — — —
— — — Daß nichts erfodert werde,
So tritt auch Pegasus, ein Ausbund aller
Pferde,
Mit Uebermuth hervor rc.
Jedoch bestirne dich, du blaues Silberdach! rc.
Beweste, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
Noch wird euch an Gestalt, der heute trium-
phirt,
Weit überlegen seyn rc.

lich doch Deutsch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewiesene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem gewesen, bedeute: so wie der Spate vermuthet.

daß nichts erfodert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfodert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

bewesten] Bewesten heißt dem Dichter so viel, als sich mit Westen, Westwinden versehen; nur die sanftesten, lieblichsten Winde wehen lassen.

— — — die Wangen feuren ganz
Und sämen, wie Rubin und Chrysolithen, Glanz;
— — — Er brennet ganz und gar,
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz besteht zum Kleide ꝛc.

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von Samen; und meinem Bedünken nach, auch wohlklingender als säen, welches einen so unangehmen Hiatus in sich hat.

der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüßigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu seyn scheinet, gesagt wird, heißt so viel als gerinnen, gefrieren, oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte also schöner gesagt seyn, als, der Glanz besteht zum Kleide? der Glanz selbst, ward das Kleid.

2.

Aus dem Gedicht:

Blutschwitzender und Todesringender Jesus *).

Die (Jünger) schnarchen unbesorgt. — —
Vor andern bläht sich auf der Petrus, käucht
und schnaubet,

*) Dieses Gedicht ist gleichfalls bey Baumann zu Breslau auf zwey Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von geringerem Werthe, als das vorhergehende; ich vermuthe, daß es daher auch eine frühere Geburt des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr Schülerhaftes; und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile, und manches sehr malerisches Bild.

Stößt um sich, strampfelt, schlägt, knirscht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt 2c.

— — — So wird kein Balsam fließen,
Als hier durch Haut und Fleisch dein Lieferblut sich dringt, 2c.

Baumen] oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird itzt als ein Reciprocum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiäner sagen alborarsi in dem nehmlichen Verstande.

Lieferblut] so viel als geliefertes, d. i. geronnenes, coagulirtes Blut. So sagt auch Flemming: Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg.

3.

Ueberschrift.

Auf den Namenstag

Herrn Balth. Zoffels,

Kaiserl. Raitraths.

Raitrath] ist so viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen und von ihm Gedichte besessen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

III.

Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit, aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke, finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge: sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nehmlich diesen, daß es Methoden

und Handgriffe beschreibt, die entweder itzt für verloren gehalten, und als solche betauret werden; oder von denen es wohl noch zu untersuchen seyn möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt, und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.

Etwas ähnliches ist uns, aus den ältern Zeiten, ganz und gar nicht übrig geblieben; und das Einzige dahin einschlagende aus den mittlern Zeiten, welches Muratori (Antiquitat. Italic. T. II. p. 366.) gerettet und bekannt gemacht hat, ist eine wahre Armseligkeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen stehet.

Mehr sage ich über diesen Punkt hier nicht: sondern komme zu meinem Vorhaben.

I.

Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerey eine neuere Erfindung sey, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, in Ausübung gebracht worden.

Auch geben sie, fast eben so einmüthig vor, (b) daß man diese neuere Erfindung einem Niederländischen Maler, Namens Johann von Eyck, oder wie er nach dem Orte, wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, Johann von Brügge, zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgeben? Was hat es für historische Beweise? Finden sich Zeugnisse zeitverwandter Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst, auf seinen ersten Werken dieser Art, der Nachkommenschaft die Versicherung davon überliefert; so wie es die Erfinder der Druckerey zu thun, die Vorsicht

gehabt? Und wo sind diese Werke, diese unwidersprechlichen Beläge?

Auf alle diese Fragen weiß ich mir nichts zu antworten; so angelegen ich mir es auch seit geraumer Zeit seyn lassen, darauf antworten zu können. So viele der neuesten und gründlichsten Schriftsteller das Nehmliche versichern, so viele weisen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen Vasari zurück.

Aber Vasari schrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eycken; (c) und unter die vielen und mancherley Dinge, die er, aus einer bloßen unsichern mündlichen Ueberlieferung, mit solcher Zuversicht hinschrieb, als ob er selbst bey der Verhandlung derselben gegenwärtig gewesen wäre, könnte auch wohl dieses, von Erfindung der Oelfarben, mit gehören. Wenigstens ist es gewiß, daß man dem Vasari lediglich auf sein Wort glauben muß; ja, ob er schon die Gemälde namhaft macht, welche die ersten in Oel gewesen seyn sollen, so sagt er doch weder, woran diese Gemälde für das, wofür er sie ausgiebt,

zu erkennen gewesen, noch auch, daß er sie selbst gesehen und untersucht, und ältere Gemälde gegen sie geprüft habe.

Freylich ist es kaum glaublich, daß Vasari schlechterdings der erste seyn solle, welcher das, wovon die Rede ist, geschrieben oder drucken lassen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich sage nur, daß er sie nicht anführet; daß ich sie auch sonst nirgends angeführet finde.

Sogar **Karl van Mander**, der erste, welcher sich nach dem Vasari um die Geschichte der Malerey verdient gemacht hat, sagt, was er von der Sache sagt, fast alles nur dem Vasari nach. Denn ob er schon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte gewesen seyn, so hat er doch, außer der Nachweisung einiger mehrern Eyckschen Gemälde, nichts eigenes als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu so wenig geschickt ist, eine nähere Bestätigung abzugeben, daß sie vielmehr einen sehr gegründeten Argwohn erwecket. Er bringt nehmlich die Grabschrift des Johann von Eyck bey, wel-

che sich in einer Kirche zu Brügge befinden soll: und so sehr in dieser Grabschrift Johann als ein großer und außerordentlicher Maler gerühmt wird, so gänzlich wird gleichwohl darin von dem eigentlichen Verdienste geschwiegen, welches er um die neuere Malerey haben soll (d).

Dem Antonello von Messina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm soll gelernt und zuerst nach Italien gebracht haben, hat man in seiner Grabschrift dieses kleinere Verdienst nicht vergessen, sehr hoch anzurechnen. Und man sollte in der Grabschrift des wahren Erfinders von dem weit größeren geschwiegen haben (e)?

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung selbst, welche Vasari und van Mander von den Umständen machen, wie Johann von Eyck auf seine Erfindung gekommen sey, und wie und wenn sie sich weiter verbreitet habe, sehr unwahrscheinliche Dinge mit unterlaufen.

Zum Exempel: aus Verdruß, weil ihm eines von seinen Gemälden, das er in Wasserfarben und auf Holz ausgeführet hatte, als er

es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborsten sey; aus bitterm Verdruß hierüber sey er auf Mittel bedacht gewesen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und so habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieses lautet ohngefähr, als ob ich erzählte: „jemand versengte sich am Ofen ein „schönes Kleid, und um nicht wieder so unvor„sichtig zu seyn, entschloß er sich, den Ofen aus „der Stube zu schaffen, und erfand den Ka„min." Das natürlichere wäre ja wohl gewesen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke seiner hölzernen Tafel besser zusammengefügt, und sie weniger unmittelbar einer allzustarken Sonnenhitze ausgesetzet hätte. Auch weiß ich zuverlässig, daß man längst vor ihm sehr wohl verstand, die hölzern Tafeln der Gemälde vor aller solcher Gefahr des Werfens und Berstens auf das unfehlbarste zu sichern. Das Unglück also, welches ihm widerfahren seyn soll, hat ihm nicht leicht widerfahren können; und wenn es ihm aus Nächlässigkeit einmal widerfahren wäre: war das eine von den Ge-

legenheiten, in welchen sich der Verstand zu neuen Erfindungen anstrenget?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben soll lange Zeit bey dem Erfinder und seinen Freunden ganz allein geblieben seyn, ohne daß auswärtige Künstler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Messina aus Italien nach Flandern zu reisen sich entschlossen, und es dem Johann von Eyck freundschaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Nase hat, wird sich das schwerlich bereden lassen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müssen, welche gemacht zu haben, und sie bey der ersten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerley gewesen (g). Besonders in erst vollendeten Werken verräth sich das Oel, auch unter der Glasur eines van der Werft, so deutlich, daß kunstverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Versuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieses in Abrede seyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um sein Geheimniß zu verbergen, wohl

ein zweytes Geheimniß könne gehabt haben: so entstehet daraus eine Frage, auf die noch weit schwerer zu antworten seyn dürfte. Nehmlich; konnte man es seinen Gemälden, als sie neu waren, schlechterdings nicht ansehen, daß sie mit Oel gemalt seyn müßten: wie konnte man es denn eben diesen Gemälden hundert Jahre später ansehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht ansehen können; und es war bloße Sage, auf welche Vasari sie für die ersten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf diese Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es sich schwer begreifen lasse, wie die Alten, die in den Künsten so viele besondere Erfahrungen angestellt, nicht auch auf die so leichte Mischung der Farben mit Oel sollten gefallen seyn: ich bin, sage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleyen den Neuern eine Erfindung abstreiten zu wollen, die ihre Malerey so weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß sehr wohl,

daß alle neuere Erfindungen auf diese Art verdächtig zu machen sind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen sollte; und vielleicht von allen läßt sich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand sehr nahe dabey gewesen seyn müsse. Von einer, sie sey, welche es wolle, beweisen, daß sie vorlängst hätte gemacht seyn können oder sollen, ist nichts als Chicane; man muß unwidersprechlich beweisen, daß sie wirklich gemacht gewesen, oder schweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir selbst zu thun auferlege, und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weswegen sein Name länger als zweyhundert Jahre mit so vielem Ruhme genennet worden, gänzlich abspreche, und behaupte, daß die Oelmalerey nichts weniger, als eine so neue Erfindung ist, sondern so manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen, daß mich die Vermuthung sehr erlaubt dünket, sie werde auch noch früher bekannt gewesen seyn.

Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

II.

Aber wer ist dieser Theophilus? Und was ist dieses für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es ist eben derselbe Mönch, oder wie er sich selbst nennt, Presbyter, dieses Namens, aus der mittlern Zeit; es ist dessen nehmliches lateinisches Werk, welches Feller unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der ersten Kostbarkeiten dieser Bibliothek in seinem Verzeichnisse von 1685, unter dem Titel, de coloribus & de arte colorandi vitra, anzeigte (h).

Es ist das nehmliche Werk, welches einer von den Verfassern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bey Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweisen, daß Antonio Neri nicht der erste sey,

welcher von der Glasmacherkunst geschrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftsteller, und eben das Werk seyn, welches aus der Bibliothek des Abts Bigot in die Königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ste Handschrift ist, und den Titel führet: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bey den neuerern Litteratoren finde ich dieses Theophilus und seines Werks nicht gedacht; selbst beym Fabricius nicht. Wohl aber bey den älterern.

Gesner brachte bey, daß einer, Namens Theophilus, ein sehr schönes Werk von der Glasmacherkunst, de vitrificatoria, geschrieben habe; und berief sich desfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß solches Werk aus drey Büchern bestehe, deren erstes von Mischung der Farben, das zweyte von der Glaskunst, und das dritte von der Kunst in Metall

zu gießen, handele: wobey er zugleich anzeigte, daß sich Handschriften davon, eine auf Pergamen beym George Agricola, und eine zweyte in dem Kloster Alten-Zelle befunden, dessen Bibliothek nach Leipzig gekommen sey. Eine andere Schrift des nehmlichen Verfassers, sagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).

Und so weit kannte ich unsern Theophilus und sein Werk seit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fensterscheiben zu Hirschau beschäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bey mir zu wünschen, daß ein Buch so seltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte: als ich unvermuthet so glücklich war, eine sehr schöne und sehr alte Handschrift davon auch in unserer Bibliothek zu finden.

Eine umständliche Beschreibung derselben, und eine genaue Anzeige des Inhalts, ist zu gegenwärtiger Absicht nicht nöthig. Ich ertheile sie an einem andern Orte, und schränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punkt

ein: auf die nähere Bestimmung des eigentlichen Alters meines Schriftstellers, von dem ich nur noch ohne allen Beweis einfließen lassen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführet, will noch nicht viel sagen. Aprippa ist hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck: und folglich könnte auch Theophilus nach diesem gelebt und geschrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieses machen, daß ihn auch das Lumen animae anführe: wenn es schlechterdings unwidersprechlich wäre, daß es ihn anführet (n), und der darin vorkommende Theophilus nicht eben sowohl ein anderer, als unser Theophilus, seyn könnte.

Was also keine Zeugen für ihn aussagen können, müssen wir von ihm selbst zu erfahren, oder aus der äußern Beschaffenheit der vorhadenen Handschriften zu folgern suchen.

Auf diese nun aber darf man nur einen Blick fallen lassen, und die Sache ist so weit entschieden, daß, wenn es wahr ist, daß in ihnen der Oelmalerey auf eine unwidersprechliche

Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken stehet, die Erfindung derselben einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Denn schon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahret, ist, wo nicht aus dem dreizehnten, doch sicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o).

Die unsrige hingegen ist weit älter, und man darf nur wenig sich auf dergleichen Dinge verstehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von sieben bis acht hundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der schwierigste Kenner von Handschriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke selbst hat der Verfasser zwar nichts einfließen lassen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich bestimme. Aber doch ist auch alles und jedes, was nur einigermaßen sich dahin ziehen läßt, so wenig dem angegebenen Alter unsrer Handschrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Klosterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können scheinet; als in welchem die Mönche sich

noch so gern mit nützlichen Handarbeiten beschäftigten, und alles selbst anzugeben und zu machen verstanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erfoderten.

Daß Theophilus ein Deutscher gewesen, davon schmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich also auch unter den Deutschen seines Schlages, und im neunten Jahrhunderte, nach ihm umsahe; so mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich ziehen.

Und wie, wenn eben dieser Tutilo unser Theophilus wäre (q)? Wenigstens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nehmliche; Tutilo ist nichts als das Deutsche Theophilus; oder Theophilus nichts, als das Griechische Tutilo.

III.

Doch es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle. Die Sache kömmt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftsteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunders halte, der

Oel-

Oelmalerey gedenkt, sondern daß ihrer in einer Handschrift gedacht wird, die schlechterdings wenigstens aus dem eilften Jahrhunderte seyn muß; mag diese Handschrift doch zum Urheber haben, wen sie will.

Aber warum sage ich, daß der Oelmalerey darin gedacht wird? Die Oelmalerey wird darin gelehrt; bis auf die Bereitung des Oeles selbst gelehrt. In dem ersten Buche nehmlich, welches ganz von der Malerey, und von verschiedenen Farben, Firnissen und Leimen handelt; und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erste also sey das 18te Kapitel, dessen bloße Aufschrift, von Rothanstreichung der Thüren und dem Leinöle, schon mehr vermuthen läßt, als man in einem so alten Tröster, dem gemeinen Wahne nach, suchen sollte.

Cap. XVIII. De rubicandis ostiis, & de oleo lini.

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Ac-

cipe ſemen lini & exſicca illud in ſartagine ſuper ignem ſine aqua. Deinde mitte in mortarium & contunde illud pila, donec tenuiſſimus puluis fiat, rurſusque mittens illud in ſartaginem, & infundens modicum aquæ, ſic calefacies fortiter. Poſtea inuolue illud in pannum nouum, & pone in preſſatorium, in quo ſolet oleum olivæ, vel nucum, vel papaueris exprimi, vt eodem modo etiam iſtud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium ſiue cenobrium ſuper lapidem ſine aqua, & cum pincello linies ſuper oſtia vel tabulas, quas rubricare volueris, & ad ſolem ſiccabis. Deinde iterum linies & rurſum ſiccabis.

Aber, wird man vielleicht ſagen, iſt anſtreichen denn malen? Wenn man in åltern Zeiten auch verſtand, einige grŏbere Farben mit Leinŏl aufzulŏſen und abzureiben, um Thůren und ander Holzwerk damit zu überziehen: wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelŏſete

und abgeriebene Farben zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieses wirklich ein Einwurf seyn soll: so wird er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen?

Cap. XXIII. De coloribus oleo & gummi terendis.

Omnia genera colorum eodem genere olei teri & poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quæ sole siccari possunt, quia quotiescunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum & tædiosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare, sume gummi, quod exit de arbore ceraso siue pruno, & concidens illud minutatim, pone in vas fictile, & aquam abundanter infunde, & pone ad solem, siue super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, & ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum,

& inde tere colores & impone. Omnes colores & mixturæ eorum hoc gummi teri & poni possunt, præter minium, & cerosam (*cerussam*) & carmin, qui cum claro ovi terendi & ponendi sunt. —

Hier denn wäre sie doch wenigstens die eigentliche Oelmalerey, in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri & poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben so allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores siue oleo, siue gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwasser anzumachen, oder sie mit Oel abzureiben: eines war den Künstlern damaliger Zeit eben so bekannt, wie das andere. Sie malten mit Oelfarben eben so gut, wie mit Wasserfarben: nur daß sie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quæ sole siccari possunt; nur daß sie mit den Oelfarben nicht so geschwind zu arbeiten verstanden, weil die Oelfarben ih-

nen zu langsam trockneten, ehe sie eine andere darauf setzen konnten, quod in imaginibus diuturnum & tædiosum nimis est.

Allein finden sich diese Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn diese Schwierigkeiten Ursache waren, daß sich die älteren Maler ihrer weniger und seltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derselben absprechen?

Auch werden sie sich ihrer schwerlich so gar wenig und so gar selten bedienet haben, daß sie endlich ganz könnte verloren gegangen, und verloren geblieben seyn, bis sie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich sehe, daß sie eine Art von Malerey hatten, zu welcher sie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigstens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu diesem Behufe erwähnet.

Cap. XXV. De pictura translucida.

Fit etiam pictura in ligno, quæ dicitur translucida, & apud quosdam vocatur au-

reola, quam hoc modo compones. Tolle petulam ſtagni (*ſtanni*) non linitam glutine, nec coloratam glutine vel croco, ſed ita ſimplicem & diligenter politam, & inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentiſſime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, ſicque permitte ſiccari.

Ich glaube nicht, daß ſie ganze Gemälde auf dieſe Weiſe ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche ſie ſo behandelten; und wenn die petula ſtanni, (r) die den durchſcheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm: ſo hatten ſie ja wohl ſelbſt bey ihren Waſſergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergeſſen.

IV.

Es würde ſehr überflüßig ſeyn, mehrere Zeugniſſe für das Alter der Oelfarben aus unſrer Handſchrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beyläufig ge-

nannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten: und zwanzig, wenn sie auch noch ausdrücklicher wären, als die drey angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anstatt dessen erlaube man mir vielmehr, ein zweytes Exempel daraus hier einzuschalten, wie geneigt man gewesen, neuerern Malern, nach dem **Cimabue**, Erfindungen beyzulegen, die längst vor ihnen gemacht waren.

Vasari sagt vom **Margaritone**: Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lauora in tauole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, & bollita al fuoco: e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tauole, & d'altri si vede. Lavorò ancora sopra il gesso

ſtemperato con la medeſima colla, fregi, e diademe di rilieuo, & altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui ſopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte coſe non eſſendo mai prima ſtate vedute, ſi veggiono in molte opere ſue. — (s)

Wer? Margaritone, der gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, ſollte zuerſt dieſe Vorſicht ausgeklügelt haben? Er ſollte es erdacht haben, über die hölzern Tafeln, auf welche gemalt wurde, um ſie vor allem Werfen und Berſten zu verſichern, eine Leinewand zu leimen, und dieſe mit Gips zu gründen? Kaum würde das glaublich ſeyn, wenn die Malerey überhaupt erſt im dreyzehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden. Ich habe auch ſchon oben (S. 295.) zu verſtehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverläſſig wiſſe; und man wird leicht errathen, woher? Ebenfalls aus unſerm Theophilus, in deſſen folgendem Kapitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber ge-

wiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichste und umständlichste beschrieben wird.

Cap. XVII. De tabulis altarium & ostiorum & de glutine casei.

Tabulae altarium sive ostiorum primum particulatim diligenter conjungantur junctorio instrumento, quo utuntur doliarii sive tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur & aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu, mittatur in frigidam aquam, donec indurescat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium & cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viva calce mixta, donec sic spissum fiat, ut sunt feces. Hoc glutine tabulae compaginatae, postquam siccantur, ita

ſibi inhaerent, ut nec humore nec calore disjungi poſſint. Poſtmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum & interius acutum habet duo manubria, ut cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, oſtia & ſcuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, ſive aſini, ſive bovis, quod aqua madefactum, mox ut pili eraſi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, & ita humidum cum glutine caſei ſuperponatur. Quo diligenter exſiccato, tolle inciſuras ejusdem corii ſimiliter exſiccatas & particulatim incide, & accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii ſuper incudem, compone in ollam novam donec ſit dimidia, & imple eam aqua, ſicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquae, ſic tamen ut non bulliat, & ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, & cum refrigerati fuerint, ſi ſibi adhaerent, bonum eſt gluten; ſin autem, tamdiu coque, donec

ſibi adhaereant. Deinde effunde ipſum gluten in vas mundum, & rurſum imple ollam aqua & coque ſicut prius, ſicque facias usque quater. Poſthaec tolle gypſum more calcis combuſtum, ſive cretam, qua pelles dealbantur, & tere diligenter ſuper lapidem cum aqua, deinde mitte in vas teſteum & infundens gluten corii pone ſuper carbones, ita ut gluten liquefiat, ſicque linies cum pincello ſuper ipſum corium tenuiſſime; ac deinde, cum ſiccum fuerit, linies aliquantulum ſpiſſius; & ſi opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino ſiccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur aſperella, quae creſcit in ſimilitudinem junci & eſt nodoſa, quam cum in aeſtate collegeris, ſiccabis in ſole, & ex ea fricabis ipſam dealbaturam, donec omnino plana & lucida fiat.

Offenbar iſt hier ſchon alles, was Vaſari dem Margaritone, in Anſehung des verſicherten Grundes, als Erfindung anrechnet; und

alles schon weit besser. Denn die Erfindung des Margaritone soll doch wohl nicht darin bestanden haben, daß er bloße Leinewand nahm, wozu die ältern Künstler Häute brauchten (t)? Auch doch wohl nicht darin, daß er seine Leinewand mit einem bloßen Leime aus Pergamenschnitzen aufklebte; anstatt daß jene ihre Häute mit einer Masse befestigten, welche sich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflösete (u)?

Und daß man ja nicht glaube, daß also Margaritone doch wenigstens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen und zu brunieren. Auch das hat er nicht erfunden; wie ich aus einem andern Kapitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabey aufhalten wollte.

V.

Ich schließe und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von seinem bisherigen Ruhme so vieles verlieret.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerey nicht erfunden hat, sollte er sich

nicht wenigstens etwa so besonders darum verdient gemacht haben, daß man dieses Verdienst der ersten Erfindung gleich schätzen, und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin sehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unsere Handschrift selbst giebt mir Anlaß, die strenge Gerechtigkeit mit dieser Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künstler, haben wir oben aus dem 23sten Kapitel gesehen, trockneten sehr schwer; welches ihnen die Arbeit damit langweilig und ekelhaft machte. Aus den zusammengenommenen Stellen des Theophilus scheinet auch zu erhellen, daß sie sich nur des Leinöls bedienten: wenigstens nennet Theophilus überall nur das Leinöl; und ob er schon das Nußöl und Mohnöl kannte, so sagt er doch nirgends, daß man sich der letztern eben sowohl als des erstern bedienen könne.

Nun aber ist unter allen diesen Oelen das Leinöl nicht allein das schmutzigste und schlechteste, sondern auch gerade das, welches am

schwersten trocknet; so daß man dasselbe itzt noch kaum zum Gründen gebrauchet. Wie also, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anstatt des Leinöls, zuerst gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu versetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was sonst zu dieser Absicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geschwinder zu arbeiten: aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerey in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geschwinder malen konnte: so malte man auch öfter damit; und je öfter man damit malte, desto deutlicher erkannte man die mancherley Vorzüge derselben, um welche man in der Folge die Wassermalerey eben so sehr vernachlässigte, als man, vor dieser Verbesserung, bey der geläufigern Wassermalerey, die Oelmalerey nur immer vernachlässiget haben konnte.

Dieses angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vasari, Johann von Eyck auf seine Erfindung, bey Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloßes, noch ein mit Firniß überzogenes Wassergemälde hatte er nöthig, einer starken Sonnenhitze lange auszustellen. Oder wenn er es nöthig hatte: so hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil bestand (x). Und hatte er es nur deswegen nöthig: so konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, sogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrscheinlich trocknete er also schon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, seine Oelfarben mit etwas zu versetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieses angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich seyn, daß Johann von Eyck an seiner Erfindung verschiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn seine Erfindung bestand nicht in dem Gebrauche

des Oels, welchen man ihm sogleich würde abgesehen haben: sondern sie bestand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm so leicht nicht absehen konnte.

Dieses angenommen, würden sich endlich auch die Ansprüche vergleichen lassen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben so früh, oder wohl noch früher, als Johann von Eyck, gebraucht zu haben, für andere neuere Künstler gemacht werden (y). Sie alle können, ungefähr um eben dieselbe Zeit, gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerey erfunden.

Anmer-

Anmerkungen.

Um den Leser weder durch Anführungen, noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich diese Anmerkungen hinten nachfolgen zu lassen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der sich bloß von der Sache unterrichten will, als für den, der sich einer eigenen Prüfung derselben unterziehen wollte.

(a)

— — geben einmüthig vor.] Denn ich kenne nur zwey Männer, die sich von dieser Einmüthigkeit einigermaßen ausschließen, indem sie das Alterthum der Oelmalerey zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derselben zwar nicht ausdrücklich leugnen, aber doch auch jenes eben so wenig schlechterdings leugnen, als diese schlechterdings behaupten möchten. Sie stehen nur an; sie halten ihre Stimme nur zurück. Und diese zwey Männer sind — ich zweifle, ob sie bey-

de noch jemals zusammen genannt worden; ich zweifle, ob man sie bey einem andern Anlasse sobald wieder zusammen nennen dürfte — unser Litterator Jac. Fr. Reimmann, und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709, in seiner Litterär-Historie der Deutschen, einem Werke, das wenigstens aus sehr gelehrten Fragen bestehet, wenn auch schon die Antworten nicht immer sehr gelehrt seyn sollten, (Theil II. S. 287.) ertheilte auf die Frage: Wer hat die Kunst die Oelfarben zu bereiten, und mit denselben auf Leinwand zu malen zuerst erfunden? in dem ihm eigenen pedantisch galanten Stile, folgende Antwort: „Das sollen nach dem Bericht des Autoris „der Baumeister-Academie in der Durchl. Welt „Cap. I. discursu 3. p. 65. der Johannes und „Hubertus van Eyck, Gebrüder aus Flandern, „um das Jahr Christi, 1410 zum erstenmal erfunden haben, welches ich aber dem geneigten Leser „zur reifen Untersuchung, und dem Urheber dieser Meynung zu seiner Verantwortung und deutlichen Erklärung überlassen will. Denn ich vor „mein particulier gestehe ganz gern, daß ich hierbey noch ein Haufen Scrupel habe, darin ich

„mich bis dato noch nicht finden kann. Und will „ich wündschen, daß entweder der Herr Autor „oder sonst ein curieuser Kopf sich an diese parti„culam historiae graphices machen, und dieselbe „etwas deutlich und gründlich untersuchen möch„te." Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwey ganz verschiedene Fragen, „wer zuerst die Oelfarben gebraucht? und wer zu„erst auf Leinewand gemalt habe?" in eine geworfen, und geglaubt, daß er auf diese doppelte Frage mit einer und eben derselben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Litterator, der er seyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer bessern Quelle müßte geschöpft haben, als aus der eröffneten Ritterakademie. Denn diese, auf deren erster Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt stehet, meynet er; und ob er schon, in einer Note, auch noch den Lansius, in seiner Rede pro Germania, und aus dieser den Atlas des Mercators anführet: so sind auch dieses doch nur sehr armselige Bächlein. Ich will ihm, sage ich, selbst dieses nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftsteller, der in dieser Sache Quelle ist, doch ebenfalls

nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Haufen Skrupel, den er dabey noch zu haben versichert, auch nicht einen einzigen mittheilet. Er war allerdings ein Mann von vieler Belesenheit, und konnte leicht in dieser oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er sich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde so zum Besten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem ersten Theile seines angeführten Werkes nehmlich, (S. 136.) wo er von dem Zustande der Malerey in der mittlern Zeit redet, sagt er: „Die Münche „hatten damals in ihren Klöstern eine gewisse artem graphicam, die itzo zu unserer Zeit verloren „gegangen. Nehmlich sie nahmen dünne Gold-„Blech (vielleicht ut commonstrarent Senecae non „tantum ex oleo & luto constare hanc scientiam) „und machten dieselbe auf das Pergamen fest.“ Der Ort, wo Seneca dieses von der Malerey soll gesagt haben, wird nicht angeführet; aber es schien mir gar wohl in dem Geiste des Seneca zu seyn.

Und dieser Ort sollte noch von sonst niemanden seyn bemerkt worden? sollte noch von niemanden auf die Oelmalerey seyn angewendet worden? die doch so offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca sagt, daß die Malerey oleo tantum & luto bestehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meynen, deren sie sich grösstentheils bedienet? und unter oleum anders, als das Oel, womit diese Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieses bewog mich, die Stelle bey dem Seneca selbst zu lesen, die ich auch gar bald, in dem bekannten 88sten Briefe von dem Werthe der freyen Künste, fand: fand, und die Täuschung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerey, sondern von der Ringekunst, aus Ursachen, die jederman weiß, sagt Seneca, daß sie aus nichts, als Staub und Oel bestehe. Hier sind seine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aeque luctatores, & totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut & unguentarios recipiam & cocos u. s. w. Auch dieses ist ein Exempel, daß man sich der Worte eines Alten nicht anders

als von ebenderselben Sache bedienen sollte, von welcher sie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweise reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel bestanden haben, worin sie wollen, so werden sie doch schwerlich aus eben den Gründen geflossen seyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringsten historischen Umstand, so viel ich weiß, zu fußen, waren es eines Theils bloß günstiges Vorurtheil für die Einsichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringschätzung der Oelmalerey selbst, die aus diesem, wenn Gott will, Wiederhersteller einer weit bessern Malerey sprachen. Man sehe den zweyten Abschnitt seiner Réflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Inschriften 1752 vorlas (Mémoir. de Litterat. T. XXV. p. 173.) und wo er sich gegen das Ende folgendergestalt ausdrücket. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, & d'en faire la base de la plus grande partie de nos operations; il se pourroit peut-être que les anciens ne l'ont pas autant

ignorée qu'on le l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations & de mixtions; celle dont il s'agit, étoit même des plus ſimples. Quoi qu'il en ſoit; voyons ſi l'ayant connue ils ont ſi mal fait de la negliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une très-grande facilité de pinceau, & qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu ſenſibles au moment préſent, travailloient toujours pour la poſtérité. Or il eſt conſtant, que l'huile nous a fait perdre du coté de la conſervation. Ce n'eſt pas tout, elle altére nos couleurs & les fait jaunir par la ſeule impreſſion de l'air. Les teintes pouſſent ſouvent avec inégalité, les ombres noirciſſent; enfin nos couleurs & nos impreſſions s'écaillent, & les peintures anciennes étoient, ce me ſemble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps aſſez conſidérable, pour en connoître ſes effets, & pour avancer que l'on ne verra aucune des nos peintures preparées de cette façon dans huit cens ans, comme Pline a pû voir celles qui ſubſiſtoient dans les ruines d'Ardée; & comme nous voyons encore aujourd'hui des reſtes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quel-

ques endroits de l'Italie, & même jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces réflexions convien-droient mieux à l'Academie de peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freylich gehörten diese Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf sehr klug daran, sie lieber Gelehrten vorzulesen, als Malern, die in diesem Sie war sauer vielleicht nichts als einen pedantischen Fuchs zu hören, dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals schon mit seiner eigenen Erfindung schwanger, welcher im voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerey herabzusetzen, und zu verleiden suchen mußte. Schade nur, daß es ihm so schlecht gelungen! Denn weder seine Enkaustik, noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkaustiken, haben der Oelmalerey noch viel Abbruch gethan, die sich vermuthlich auf immer selbst bey denen erhalten wird, welchen es eben so angelegen ist, als den Alten, mehr für die Nachkommenschaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert sie nehmlich, auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben hervorbringen, sofort Rücksicht zu nehmen,

und so zu malen, daß ihr Colorit durch diese Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnet, als verlieret? Ich kenne wenigstens einen großen Maler, der diese stolze Verleugnung wirklich übet.

(b)

— — fast eben so einmüthig.] Auch würde es sehr zu verwundern seyn, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Besitze der Ehre einer solchen Erfindung ganz ohne Widerspruch geblieben wäre. Jenseit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht stille geschwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, sind es aber unter den Italiänern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneser, welche, wo nicht die Oelmalerey erfunden, doch wenigstens eben so früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalet worden.

Die Sache der Neapolitaner, führet am geflissentlichsten Tafuri in seinem zweyten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten Theile der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori ist es, welcher zu Neapo-

lis eher mit Oel gemalt haben soll, als Antonello da Messina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich sehe, hat Carlo Celano in seinem Bello e Curioso di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieses zuerst behauptet; und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweise davon beibringet, so brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Lesern zu zeigen, worauf sich ein solches Vorgeben gründet. Vi si vede, in einer Capelle zu Amalfi nehmlich, sagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale sta depinto S. Girolamo in atto di studiare: opera veramente ammirabile di Col'Antonio di Fiore Napoletano, che fu il primo a dipingere ad oglio nell'Anno 1436 contra quello, che si scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Quadro ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messina ammiratosi di questo nuovo modo di dipingere, desideroso di sapere il secreto, si porto in Fiandra, e dopo qualche tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le Vite de'Depintori Veneziani, e dello stato, Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scri-

vendò ancora, che per prima l'avesse Antonello comunicato ad un tal Maestro Domenico; or si concordino i tempi. Col'Antonio nell'anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell'anno 1433 prese Napoli per l'Acquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell'andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col'Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell'anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell'anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l'Autore della sua vita, ch'egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent'anni; dunque nel 1454. cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490 avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col'Antonio nell'anno 1436. come si disse. Wer sich hier=

wider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte, oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nehmlich bloß bemerken lassen, daß durch diese ganze Zusammenrechnung höchstens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Messina gewesen sey, der die Oelmalerey aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keineswegs Johann von Eyck selbst dabey ins Gedränge komme, als dessen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann es sehr gleichgültig seyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col'Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunst auf irgend eine mittelbare Weise dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben so können meinetwegen auch die Bologneser in ihren Ansprüchen noch so gegründet seyn; gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit schlimmern Stand haben. Denn es ist nicht aus den bloßen Worten des Vasari, aus welchen Malvasia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27.) folgert, daß, nach dessen eigenem unwilligen Bekenntnisse, Lippo Dalmasio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: sondern es ist die That selbst, womit Malvasia

dieses beweiset, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches sogar dieser benannte Bolognesische Künstler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und diese Gemälde waren alle zur Zeit des Malvasia noch vorhanden; mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden; und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen diese ältern Bolognesischen Oelgemälde, worunter sogar eines von 1376 war, mir sehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwiesen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erste Oelmaler gewesen. Auch richte ich meine weitere Bestreitung nur deswegen namentlich gegen ihn, weil er, besonders diesseits der Alpen, noch immer dafür gilt, und als solcher (bald mit, bald ohne seinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuche in das andere, aus einem Künstlerlexicon in das andere fortgepflanzet wird.

(c)

— — Vasari schrieb] Die erste Ausgabe seines Werks, die er selbst besorgte, ist von 1566 in Fiorenza appresso i Giunti; worin er von der Erfindung der Oelmalerey an zwey Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21sten Kapitel der Ein-

leitung; das andremal umständlicher in dem Leben des Antonello da Messina. Und dieses Werk, diese Orte dieses Werkes sind es, über welche ich mit meinen Nachforschungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vasari verwiesen, verwiesen mich doch auf Schriftsteller, die zuverlässig aus dem Vasari geschöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer z. E., in dessen Opero chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar gesagt wird, quorum iugeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erst 1611, mit der Fortsetzung des Laurentius Beverlink ans Licht kam; da es Opmeer bis 1671 selbst ausgearbeitet: so sieht man leicht, daß er den Vasari gar wohl brauchen können. Ja es scheinet sogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Carl van Mander verändert und erweitert habe, dessen Schilderbuch indeß 1604 erschienen war. Denn es sind Umstände eingeflochten, die nur Mander hat, und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geschweigen, daß die in Holz geschnittenen Bildnisse der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen sind.

Oder sie verwiesen mich auf einen Dominicus Lampsonius, dessen lateinische Verse unter das

Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. & des Arts T. II. p. 377) anführet.

Ille ego, qui lætos oleo de ſemine lini
Expreſſo docui Princeps miſcere colores
Huberto cum fratre. Novum ſtupuere repertum,
Atque ipſi ignotum quondam fortaſſis Apelli,
Florentes opibus Brugæ: mox noſtra per omnem
Diffudi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniæ inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortaſſis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerey beylegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII., welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meynet, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem ſeinen großen Werke einverleibt zu werden: ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläufigen

Werke, den Flandricarum rerum Tomis X., das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX. Fol. 45) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen seiner kunstreichen Maler und Bildhauer rühmet, die nach Dännemark und Norwegen und anderen entfernten Ländern verschrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vasari, das ist nach 1566, kaum eine kahle Chronike, kaum ein kleines Geschichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht sorgfältig, und meistens mit den abentheuerlichsten Lobsprüchen gedacht hätte.

(d)

Sogar Carl van Mander — haben soll.] „Johann von Eyck, sagt Mander, ist zu Brügge „in gutem Alter gestorben, und liegt in der Kirche „des h. Donatus begraben, allwo an einer Säule „folgende Grabschrift auf ihn zu lesen."

Hic jacet eximia clarus virtute Joannes,
In quo picturæ gratia mira fuit.
Spirantes formas, & humum florentibus herbis
Pinxit, & ad vivum quodlibet egit opus.

Quippe

Quippe illi Phidias & cedere debet Apelles:
Arte illi inferior ac Policretus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
Qui talem nobis eripuere virum.
Actum sit lachrymis incommutabile fatum,
Vivat ut in cœlis jam deprecare Deum.

Schwerlich wohl ist diese Grabschrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig seyn, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweiset. Hier beweiset er alles; und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabschrift verfertigt worden, bereits die große Meynung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielet haben sollte. In der alten Flämischen Grabschrift auf den Hubertus von Eyck, welcher

in der Johannis Kirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beybringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari, einem jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreyßig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari; einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit; weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund darzu anzuführen, oder zu haben. Denn er mag immer sagen: Der tydt wanneer Joannes d'Oly-verwe gevonden heeft, is gheweest by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimerrath Johannes von Eyck soll gewesen seyn. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde:

und dennoch ist es, auf sein bloßes Ansehen, die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerey geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geschichtschreiber der Malerey, eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholet hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieses Chroni. Belg. nehmlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle. Joannes Eickius & frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter *Joannes*, oleo ex lini seminibus extuso, picturæ colores primus miscuisse, atque æternos, ut sic dicam, adversus ævi injuriam reddidisse creditur. Præclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellæ coloribus oleo mixtis depictæ, atque in his una, quæ in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notatur obiisse. Ob Houbraken, in der neuen Ausgabe des van Mander, zu Berichtigung seines Autors, dieses angeführt habe, weiß ich nicht; weil ich dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben so wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Besten des Johann von Eyck darauf er-

wiedert habe. Ich gestehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal absehe, was man darauf erwiedern könne. Denn wenn es mit diesem Oelgemälde zu Löven seine Richtigkeit hatte; wenn der Urheber desselben bereits 1400 gestorben war: ist Johann von Eyck mit seinen Anwälden nicht hierdurch allein schon sachfällig?

(e)

Grabschrift des Antonello von Messina.] Diese Grabschrift, wie sie Vasari in dem Leben des Antonello beybringet, dessen Reise nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vasari gründet, ist folgende.

D. O. M.

Antonius pictor, præcipuum Messanæ suæ & Siciliæ totius ornamentum, hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium & venustas fuit, sed & quod coloribus oleo miscendis splendorem & perpetuitatem primus Italicæ picturæ contulit: summo semper artificum studio celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gestorben: so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig seyn gesetzt worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daselbst, sie zu finden, ist ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden kommen lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht welche Absicht argwohnen möchte. (Felſ. pittr. T. I. p. 28.) Und wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte Anzeige, wenn Antonello gelebt und gestorben, die ganze Erzählung von dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in so fern sie mit dieser Reise in Verbindung stehet, schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari, nicht vor 1434 könne geschehen seyn: so behauptet Malvasia gar, daß sie nicht vor 1444 könne Statt gefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini sagt, der das Geheimniß vom Antonello gelernt, und doch erst um 1441 angefangen haben soll, in Oel zu malen, kann auf den Vasari nicht gehen,

sondern muß dem andern Lebensbeschreiber des Bellini, dem Ridolfi, gelten. Vasari sagt so etwas nirgends; und eben so wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander zielet, wenn er sagt: Daer Vaſari oft zynen Drucker in miſt, die diſe vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te weſen. Jahrzahlen, bey welchen sich der Setzer vergriffen haben könnte, und die sich auf die Erfindung der Oelmalerey bezögen, sehe ich bey ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vasari in noch so große Widersprüche gefallen wäre? Er nahm in seine Geschichte eine völlig unwahre alte Sage auf: und Wunder wäre es vielmehr, wenn sich diese unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reise des Antonello von Messina auch noch einmal das war? Nehmlich, alte Sage. Vielleicht war sie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vasari, auf den ihn die Grabschrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht sich in den Kopf gesetzt, daß die Oelmalerey in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden: wie sollte er nun das Lob, das dem Antonello in seiner Grabschrift ertheilet ward, quod coloribus oleo

miscendis splendorem & perpetuitatem primus Italicae picturae contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reise nach dem ausländischen Geheimnisse thun läßt?

Gleichwohl muß man eingestehen, daß diese Worte der Grabschrift so etwas keinesweges besagen. Antonello kann gar wohl der Italienischen Malerey das Geheimniß der Oelfarben zugebracht haben, sie damit bereichert haben: ohne sie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann sie selbst erfunden, und selbst in Italien erfunden haben. Diese Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieses seyn, worauf sich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn sie ihren Antonello nicht bloß für den ersten Schüler des Erfinders, sondern für den Erfinder selbst gehalten wissen wollen. Ich betaure, daß ich das Werk, in welchem ein mehreres hievon stehen soll, (nehmlich die Sicilia inventrice des Auria und vornehmlich die Zusätze des Mongitore) nicht nutzen kann.

(f)

Aus Verdruß, daß ihm seine Tafel geborsten.] Die Worte des Vasari sind, in dem Leben des Antonello, diese. Hora havendo, nehmlich Johann von Brügge, als er noch mit Wasserfarben malte, aber zu guten Firnissen schon mancherley Versuche gemacht hatte, una volta fra l'altre durato grandiſſima fatica in dipingere una tavola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto a fine, le diede la vernice, e la miſe a ſeccar al ſole, come ſi coſtuma. Ma ò perche il caldo fuſſe violente, o forſe mal commeſſo il legname, o male ſtagionato, la detta tavola ſi aperſe in ſulle commetiture di mala ſorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che ſi haveva fatto il caldo del ſole, delibero di far sì, che mai più gli farebbe il ſole così gran danno nelle ſue opere. E così recatoſi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a penſare di trovar modo di fare una ſorte di vernice, che ſeccaſſe all' ombra, ſenza mettere al ſole le ſue pitture. Onde poiche hebbe molte coſe ſperimentate, e pure e meſcolate inſieme, alla fine trovò, che l'olio di ſeme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che

n'haveva provati, erano più seccativi di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre sue misture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo havevano lungamente desiderato. Dopo fatto sperienza di molte altre cose, vide, che il mescolare i colori con queste sorti d'olii, dava loro una tempera molto forte; e che secca non solo non temeva l'acqua altrimenti, ma accendeva il colore tanto forte, che gli dava lustro da per se senza vernice. E quello, che più gli parve mirabile, fù, che si univa meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale inventione rallegrandosi molto Giovanni u. s. w. Es war also freylich nicht ein bloßes Wassergemälde, sondern ein mit einem Firniß überzogenes Wassergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieser Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; sondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erst, um seine Gemälde im Schatten trocknen zu können. Ja diese Erfindung des Firnisses aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, die Farben selbst sogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieses begreiflich ist, dem sey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben so: kleine

Verbrämungen ausgenommen, wie sie der Ausschreiber, der gern nicht Ausschreiber scheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein so glücklicher chymischer Untersucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey, oft Lym-verwe te verniſſen, met eenigh vernis ghemaeckt met eenige Olyen, dat welcke den volcke ſeer wel beviel, om dat het werck ſoo een ſchoon blinckende glans hadde. Nae dit ſecreet hadden in Italien veele vergheefs gheſocht: want ſy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaeckt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met groote netticheyt en ſuyverheyt zyn dinghen dede.) Deſe Tafel op gedaen weſende, heftſe nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghewoon was, verniſt, en ſteldeſe te drooghen in de Sonne, maer of de penneelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborſten, en van een gheweken. Joannes was ſeer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne ſo verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat ſulcke ſchade door de Sonne hem niet meer en ſou-

de obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om; eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet en Nootoly de drooghenste van allen de wesen: dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel ondersoekkens, dat de verwe ghemenghelt met sulcke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. s. w. Eines zwar ist bey dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbrämung seines Originals. Es ist Uebertreibung, Verfälschung. Nehmlich, wenn Vasari bloß sagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe: so läßt ihn Mander nicht allein diesen, sondern auch den Firniß überhaupt

erfinden. Vasari nennet mehr als einen ältern Italienischen Maler, die sich des Firnisses bedienet; und bekannt ist, aus dem Plinius, daß schon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verschweigt Mander, um seinen Erfinder desto mehr erheben zu können. Vasari sagt hienächst gar nicht, woraus der allererste Firniß bestanden: aber Mander sagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt gewesen. Nun möchte ich doch diese Oele wissen, deren sich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit schwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu diese langweilige Bestreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unserm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl schon längst erfunden gewesen. Aber freylich mußte Vasari weislich den Johann von Eyck erst zum Erfinder dieses Firnisses machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben selbst machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen lassen sollen, daß jener Firniß schon längst erfunden und im Gebrauche gewesen: so empfand er wohl, daß

man schwerlich begreifen würde, wie man nicht auch sofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben sollte gethan haben. Und so sieht man auch hier, daß sich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

Geheimniß — — mitzutheilen einerley gewesen.] Vasari selbst hat sich bey Erzählung dieses Umstandes nicht enthalten können, den nehmlichen Einwurf zu haben, und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione di Giovanni, non solo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, misse in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedevano l'opere, e non sapevano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medesimo tempo virtuosamente invidiarlo: e massimamente, che egli per un tempo non volle da niuno esser veduto lavorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia finalmente a Rugieri de Brug-

gia suo creato & Rugieri ad Ausse suo discepolo, & a gli altri de quali si parlo, dove si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne facevano incetta, e ne mandavano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto utile, la cosa non usciva di Fiandra. E ancorache cotali pitture havessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, & gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuove, onde pareva, che fosse possible a conoscergli, non però si trovò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er diesen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen, auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein solches obschon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben so macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er, bey Gelegenheit des an den König Alphonsus nach Neapolis geschickten Gemäldes, sagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten, toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen vast toelaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemenght van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

— — welches Feller anzeigte.] In seinem Catalogo Codicum MSStorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12.) und zwar nicht bloß in dem Verzeichnisse der Handschriften selbst, S. 255. sondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichsten derselben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieser Bibliothek zu betrachten, anführet. Inter medicos, sagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Diesen Titel giebt ihm Feller, wie gesagt, in der Vorrede; in dem Verzeichnisse aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Texte anführe.

Nun fanden sich auch bald Gelehrte, welche beflissen waren, Fellers Anzeige von einem so merkwürdigen Manuscripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in seinem Polyhistor (T. I. Lib. I. Cap. VII. §. 32.) aus dem ganzen Fellerschen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, schrieb er, *quem*

plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber indem er einen einzigen Buchstaben bey Fellern falsch las, sagte er etwas, was diesem nie in den Sinn gekommen war, zu sagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nehmlich artem colorandi vitra; las er *quem* plane, nehmlich Theophili librum.

Und schon Bayle hatte, bey Anzeige der Fellerschen Schrift in seinen Nouvelles de la Republ. des Lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnet.

Was mich aber Wunder nimmt, und was ich betaure, ist dieses, daß Feller selbst die Handschrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür gewesen wäre. Ich meyne den Jac. Tollius, der ihn im Jahr 1687 besuchte, und dem er sonst alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in seiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I. p. 594.) aus dem Fellerschen Catalogus mittheilet, den Theophilus übersehen können.

(i)

— — der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte.] Vermuthlich war dieser Verfasser ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mit arbeitete, und besonders die antiquarischen Artikel besorgte. Als er nun (Menſ. Aug. a. 1690. p. 414.) die Vetera Monimenta des Ciampini, deren erster Theil zu Rom in eben diesem Jahre erschienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nennte, den Ciampini als den vornehmsten Schriftsteller von der Glasmacherkunst anführet, setzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non poſſumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipſienſi codicem membranaceum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus & de arte colorandi vitra*, qui & inter libros Medicos n. 21. recenſitus eſt a clariſſ. Fellero noſtro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255. qui eundem codicem & inter rariora Paulinae MSSCta, in praefatione ad Lectorem retulit. Eſt autem iſthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, ſervus ſervorum Dei, indignus nomine & profeſſione monachi, omnibus mentis deſiderantibus vacationem utili manuum occupatione & delectabili novitatum meditatione*

declinare &c. retributionem caelestis praemii &c. Libri hujus Artis Vitriariae sunt tres, I. *de coloribus & eorum mixtura*, XXXVIII. constans capitulis; II. *de constructione furni ad operandum vitrum, & instrumentis hanc in rem necessariis*, qui XXXIV. capitulis absolvitur, quorum XIX est *de vitro, quod Musinum*, (ita enim semper in hoc libro legimus, non Musivum) *opus decorat.* III. *de limis, de vasculis ad liquefaciendum aurum & de nigello imponendo & poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum & in libro II. capitula quinque, XII. nempe, XIII. XIV. XV. & XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius scripsisse de hac arte videri queat. Was in dieser nähern Nachricht nicht so ist, wie es seyn sollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) ersehen; umständlicher aber an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k)

— — in der Königlichen Bibliothek zu Paris.] Die Kenntniß davon habe ich aus dem

Catalogo Codicum Manuſcriptorum Bibliothecae Regiae (T. IV. p. 273. Paris e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, folgendermaßen angegeben wird.

vIMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus. Ibi continentur:

1) Experimenta 118 de coloribus: praemittitur tabula ordine alphabetico digeſta, de vocabulis ſynonymis & aequivocis colorum, eorumque accidentium.

2) *Theophili* liber de omni ſcientia picturae artis.

3) *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4) *Heraclii* libri tres de coloribus *&* de artibus Romanorum.

5) Libellus de compoſitione colorum: authore *Joanne Alcerio*.

6) Differentes receptes ſur les couleurs, recueillies per *Jean le Begue*, Greffier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431. exaratus eſt.

Es sollte mich sehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung seine Richtigkeit hätte, und das zweyte Stück dieser Handschrift das nehmliche Werk wäre, worauf sich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn so würden neugierige Liebhaber auch in dieser Entfernung Gelegenheit haben, sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich es freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter, welchem die Künste nicht gleichgültig sind, oder ein Künstler, dem die geringe dazu erforderliche Gelehrsamkeit nicht fehlet, (und wo müssen Männer dieser Art häufiger anzutreffen seyn, als in Paris?) daß, sage ich, ein solcher Mann sich gefallen ließe, nicht bloß den Theophilus, sondern auch die übrigen Stücke dieser Handschrift genauer anzusehen, und der Welt das nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter andern das vierte Stück eben so wichtig und interessant fände, als ich den Theophilus gefunden habe. Mir scheint wenigstens der Titel ich weiß nicht was zu versprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieser Heraclius nur so alt wäre, als Theophilus: auch dann könnten sehr viel Nachrichten darin stehen, nach welchen wir uns itzt vergebens umsehen.

Die Jahrzahl 1431 scheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle diese Schriften zusammenschrieb. Gesetzt also auch, daß sie sich insbesondere mit auf die Abschrift des Theophilus beziehet: so wird man gleichwohl sie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus diesem Verfasser wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, selbst alsdenn gelten zu lassen, wenn wir hier in Deutschland auch keine weit ältere Abschriften aufzuweisen hätten.

(l)

— — Gesner — — auf den Agrippa.] *Conr. Gesneri Biblioth. Universalis (Tiguri 1545) p. 614.* THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnet, hat Gesner nicht genauer angegeben. Sie findet sich aber in dessen Buche de Vanitate scientiarum, und zwar gegen das Ende des 96sten Kapitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böse von der Alchymie gesagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpurae,

& quod aurum muſicum vocant, aliorumque colorum temperaturae prodierunt; huic auricalcum & metallorum omnium mixtiones, glutimina & examina & ſequeſtrationes debemus; bombardae formidabilis tormenti inventum illius eſt; ex ipſa prodiit vitrificatoria nobiliſſimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conſcripſit.

(m)

— — Simler fügte hinzu —] *Append. Bibl. Conr. Gesneri (Tiguri 1555.) fol.* S. 3. THEOPHILI monachi Libri III. Primus de temperamentis colorum, ſecundus de ratione vitri, tertius de fuſoria & metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, & in Cella veteri monaſterio, quae Bibliotheca Lipſiam translata eſt. Idem Theophilus in tractatu diverſarum artium adducitur, in libro qui inſcribitur Lumen animae. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, woher Simler dieſe Nachricht genommen. Die natürlichſte Vermuthung iſt, daß er ſie aus dem G. Agricola habe, der in ſeinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und ſeiner Handſchrift zu gedenken. So wird es auch wohl ſeyn;

ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle, alles angewandten Fleißes ohngeachtet, noch nicht finden können. Daß sie da nicht ist, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich versichern zu können.

(n)

— — daß es ihn anführte] Dieses Lumen Animae ist ein höchst seltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweymal soll gedruckt seyn: nehmlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die geflissentlich von raren Büchern geschrieben haben, gedenkt seiner. Auch Fabricius scheinet es nur aus einer Anführung des Colomesius zu kennen, wenn er es mit demselben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde also unsers Theophilus in diesem Werke gedacht, so müßte er nach besagter Angabe von dem Alter seines Verfassers wenigstens im dreyzehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein, wie gesagt, der Theophilus, dessen Breviarium diversarum artium verschiedentlich darin angeführet wird, da dieses Breviarium gewiß nicht unser Werk

ist, wie aus den angezogenen Stellen erhellet, muß daher auch nicht nothwendig unser Theophilus seyn.

Wäre er es aber inzwischen doch: nun so würde er schon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müssen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomesius und Fabricius sich irren, daß sich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinators halten. Es ist älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben selbst bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieses alte Werk selbst hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — die jüngere der Pauliner Bibliothek.] Ich habe sie durch die gütige Vermittelung des Herrn D. Ernesti selbst vor mir. Daß es die nehmliche sey, welche ehedem, nach Simlern, in der Bibliothek des Klosters Alten-Zelle gewesen, daran ist wohl kein Zweifel. Welche große Lücken sie habe, wird in den Actis Erudit. angezeigt; und diese Lücken sind Schuld, daß daselbst, besonders von dem dritten Buche, nur ein sehr unvollständiger Begriff hat gegeben werden können. Ja sie sind ohne Zweifel auch Ursache, daß das ganze

Werk

Werk darüber vernachlässiget worden. Bey denen, welche sich mitten in dem zweyten Buche finden, sehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuscript selbst ist, folgende Worte hinzugeschrieben: Hic deficit subtilior pars & melior & vtilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun also ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch so wohl kannte: wie konnte er Lust haben, ihn aus einer Handschrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beste und Nützlichste fehlet?

(p)

— — die unsrige und ältere —] So wie die Leipziger Handschrift die nehmliche aus Alten Zelle ist: so vermuthe ich, daß die unsrige keine andere seyn werde, als die, nach Simlern, George Agricola ehedem besessen. Sie gehöret zu den Handschriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehöret, weder daß sie Gudius gehabt, noch daß sie gegenwärtig in unsrer Bibliothek sich befinde, ist ohnstreitig dieses die Ursache, weil man in den gedruckten Verzeichnissen der Manuscripte des Gudius sie mit anzumerken vergessen hatte. Sie macht nehmlich keinen eigenen Band

aus, sondern ist mit der Handschrift des Vitruvius zusammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichnisse in Quart, unter den Lateinischen die 249ste, in dem in Octav aber die 238ste ist. Ich sage hier von ihr nichts weiter, als daß sie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handschrift so sehr verringern.

(q)

— — Tutilo, Theophilus wäre.] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künstler Tutilo gewesen, ist bekannt. Man sehe von ihm die Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen, die man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast beysammen findet. Nun lese ich zwar nirgends, daß er von einer der verschiedenen Künste, welche er übte, etwas schriftlich hinterlassen: warum könnte es aber demohngeachtet nicht seyn?

Der Name Tutilo, ist deutsch. Er kömmt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldast, aus einer alten Handschrift zu St. Gallen, abdrucken lassen; (T. II. Sc. R. A.) und zwar in dem ersten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich gewesen. Und hier-

aus, denke ich, erhellet allein schon genugsam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire litteraire de la France gezogen haben.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bey der angegebnen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger positiv darüber ausdrücken sollen.

(r)

— — petula stanni.] Petulam nennet unser Verfasser durchgehends, was bey andern Schriftstellern der mittlern Zeit petulum heißt: vermuthlich von πεταλον. Petulæ auri sind ihm also Goldblätter, die er in dem 21ten Kapitel des ersten Buchs umständlich zu schlagen und aufzutragen lehret. Petulæ stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinsten Zinn, die er, in Ermanglung des Goldes, in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweiset.

Eigene Goldschläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künstler, welcher Goldblätter brauchte, mußte sie sich selbst verfertigen. Die Weise, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch itzt im Gebrauche ist: nur beschwerlicher ver-

muthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, sondern alles, vom Anfange an, mit dem Hammer zwingen mußte. Hier ist die ganze Stelle aus dem 21sten Kapitel, in welcher mir besonders die Materie, die er zu seinen Quetschformen nahm, und die Art, wie er diese zu der Ausdehnung des Goldes dienſamer machte, anmerkungswürdig ſcheinet. Tolle pergamenam græcam, quæ fit ex lana ligni, & fricabis eam ex utraque parte cum rubro colore, qui comburitur ex ogra, minutiſſime trito & ſicco, & polies eam dente caſtoris ſive urſi, vel apri, diligentiſſime, donec lucida fiat, & idem color ipſa fricatione adhæreat. Deinde incide forcipe ipſam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, æqualiter latas & longas. Poſtmodum facies eadem menſura ex pergameno vituli, quaſi marſupium & fortiter conſues, ita amplum, ut multas partes rubricatæ pergamenæ poſſis imponere. Quo facto tolle aurum purum & fac illud attenuari malleo ſuper incudem æqualem diligentiſſime ita, ut nulla ſit in eo fractura, & incide illud per quadras partes ad menſuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marſupium unam partem rubricatæ prrgamenæ, & ſuper eam unam partem auri in medio, ſicque pergamenam & rurſus aurum; atque ita facies donec impleatur mar-

ſupium, & aurum ſemper ſit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fuſilem ex aurichalco, juxta manubrium gracilem & in plana latum, unde percuties ipſum marſupium ſuper lapidem magnum & aequalem, non graviter ſed moderate, & cum ſaepius reſpexeris, conſiderabis, utrum velis ipſum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter ſpiſſum. Si autem ſupercreverit aurum in attenuando & marſupium exceſſerit, praecides illud forcipe parvulo & levi, tantummodo ad hoc opus facto. Haec eſt ratio aureae petulae. Quam cum ſecundum libitum tuum attenuaveris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris & inde ornabis coronas circa capita imaginum, & ſtolas & oras veſtimentorum, & cetera ut libuerit. —

(s)

Vaſari ſagt von Margaritone.] Das nehmliche verſichert auf Treu und Glauben des Vaſari, auch van Mander; und auf Treu und Glauben des van Mander und Vaſari, verſichern es alle, die dieſes alten Meiſters gedenken.

(t)

— — daß er bloße Leinewand nahm —] Und auch dieſes, daß man ſich, in Ermanglung der

Häute, der Leinwand bedieneen könne, sagt Theophilus (c. 19. Lib. I.) mit ausdrücklichen Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo & glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum linteum verstehe, ist wohl kein Zweifel.

(u)

— — mit einer Masse, welche sich u. s. w.] Diese Masse, welche Theophilus gluten casei, Käseleim nennet, und zu machen lehret, kömmt auch unter den alten Compositionen beym Muratori (p. 382.) vor, als besonders dienlich, Holz und Knochen zusammen zu leimen. Sie ist auch wirklich nicht allein hierzu gut, sondern überhaupt einer der besten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verschiedene Künstler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzose, Namens Renard, in Hamburg herumging, und zerbrochenes Porzellan sehr wohl und behende flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieser Käseleim, den er in Ostindien wollte gelernt haben. Kunkel (Kunst- und Werk-Schule, Th. II. B. V. Kap. 4.) scheinet ihn nicht gekannt zu haben, ob er schon verschiedene andere Verbindungsmittel aus Eyweiß und Kalk anführet. Wohl aber muß Becher von ihm gehöret haben, der in seiner Närrischen Weisheit (§. 27.) schreibt: „daß aus Kalk und neuem Käse ein Stein oder Kieß „kann werden, welcher an Härte dem Demant „nicht viel weicht, ist mir bekannt." Man sehe auch: Sécrets concernants les Arts & les Métiers T. I. p. 50, die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— — Firniß — zum Theil bestand.] Denn derjenige Firniß, womit man Gemälde überziehet, ist nichts als ein mit Gummi gesottenes Leinöl, oder anderes Oel, welches durch das Sieden den größten Theil seiner wässerigen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn also auch schon Johann von Eyck diesen Firniß erfunden hätte: so würde doch nicht zu begreifen seyn, wie er von dieser Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben selbst mit ungesottenem Oel abzureiben, indem dieses Verfahren der Absicht, die er damit soll gehabt haben, gerade entgegen gewesen wäre. Doch er hat ihn, wie gesagt, nicht erfunden; und hier ist die versprochene Stelle aus der Handschrift, wo Theophilus den Firniß eben so zu machen lehret, als er noch itzt gemacht wird. (Lib. I. Cap. XIX. *de glutine vernition.*) Pone oleum lini in ollam novam parvulam, & adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, & cave a flamma, quia periculosum est nimis, & difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit & decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weise, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieses Fornis ist denn wohl das Stammwort von unserm itzt üblichen Firniß oder Verniß,

von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateinischen Ursprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateinischen Schriftsteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lidwina T. II. Menſ. April. p. 302) gelegentlich beybringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage seyn.

(y)

— — für andere neuere Künstler. —] Nehmlich wie wir in den Anmerkungen b und c gesehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneser Lippo Dalmasio, und für den ungenannten Künstler zu Löwen, dessen Miräus gedenket. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß sagen wollen, daß Johann von Eyck seine Erfindung eher als 1410 müsse gemacht haben, weil sie ein Künstler, der bereits 1400 gestorben, schon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieses würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß ist, gänzlich widersprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch itzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter sind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müssen, wenn man nur zuverlässige Prüfungen damit anstellen könnte und dürfte!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften

Bd.: 8.

Berlin (1792)

Opp. 527-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604305-0
VD18 80221416-001